Larochejacquelein

Kampf in der Vendée.

Historischer Roman

von

George Hesekiel,

Verfasser von: „Der Sänger und sein Kind.“

Leipzig, 1845.

Verlag von Carl Ernst Kollmann.

Royalisten
und
Republicaner.

Aus
der Zeit der französischen Republik
von
George Hesekiel,
Verfasser von: „Der Henker und sein Kind.“

Zweite Abtheilung:
Graf Larochejacquelein.
Historischer Roman.

Leipzig, 1845.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

Graf
Larochejacquelein
oder der
Kampf in der Vendée.

Historischer Roman

von

George Hesekiel,

Verfasser von: „Der Henker und sein Kind."

Preux chevalier, la gloire vous appelle,
L'honneur vous dit, de marcher sous sa loi;
Vous le jurez, vous lui serez fidèle,
Preux chevalier veut mourir pour son roi!

Leipzig, 1845.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

I.

Saint Florens.

Wer der Heimath freie Luft
Frei will athmen, Niemand eigen,
Oder unentehrt will steigen
Zu den Ahnen in die Gruft:
Wer ein Ritter ist zum Schwert!

(A. von Stägemann.)

Frankreich und die Vendée sind zwei ganz verschiedene Länder, die außer der Sprache fast nichts gemein haben, und ein Conflict, ein Kampf, zwischen Beiden war in einer Zeit, wie die der Revolution, unvermeidlich. Die Vendée liegt am Meere und der Loire, hatte dazumal noch weit weniger große Straßen als jetzt; die Bevölkerung, in einzelne

Edelhöfe, Weiler und Dörfer zerstreut, lebte noch ganz im alten Feudalzustande. Weil es keine, oder doch nur wenige Städte gab, so hatte die Vendée keinen Mittelstand und die Edelleute und Bauern hatten, zu Folge der patriarchalischen Verhältnisse, in denen sie neben einander lebten, kein getrenntes, sondern ein gemeinschaftliches Interesse. Die einfachen, starken, kräftigen Vendéer, von Priestern geleitet, waren der alten Ordnung der Dinge treu ergeben, denn sie konnten eine Revolution nicht begreifen, die das Resultat von Meinungen und wirklichen, oder gemachten Bedürfnissen war, welche ihrer Lage ganz fremd waren. In diesem Lande nur bestand eigentlich eine wirkliche, royalistische Partei, weil sich hier ihre Lehren und gesellschaftlichen Verhältnisse fanden. Darum waren die Priester und Edelleute der Vendée auch nicht ausgewandert, sondern erwarteten ruhig den Angriff der Republik. Sie erwarteten Kampf und setzten Fanatismus gegen Fanatismus, den Fanatismus der Monarchie gegen den der Republik, den Fanatismus der Religion gegen den der Menschenvernunft.

Schon im Jahr 1792 war die ganze Vendée

zu einem allgemeinen Aufstande vorbereitet, der nur darum nicht zum Ausbruch kam, weil der Mann, der an der Spitze stand, der Graf Larouairie plötzlich verhaftet wurde. Diese Verhaftung hatte den Aufstand nur etwas aufgehalten, nicht unterdrückt, und als der Convent 1793 die Aushebung der 300,000 Mann decretirte und auch in die freien Wälder der Vendée seine Gensd'armes schickte, brach er um so furchtbarer und gefährlicher aus.

Saint Florens ist ein in der sogenannten untern Vendée, dicht am Ufer der Loire gelegener, für diese Gegend nicht unbedeutender Ort. Die republikanischen Behörden hatten verfügt, daß sich hier die ausgehobenen Mannschaften einfinden sollten, um dann in die Heere der Republik eingestellt zu werden und wirklich hatten sich am festgesetzten Tage mehrere Hundert der Conscribirten in der Nähe von Saint Florens eingefunden. Ein Detachement berittener Gensd'armes hielt mit gezogenem Pallasch auf einer grünen Wiese und die Armeecommissaire und Officiere schickten sich an, den Haufen der Ausgehobenen zu ordnen, ihn abzutheilen, Untüchtige auszuscheiden und so weiter.

In Ruhe und Ordnung gehorchten die Vendéer, wenn auch ihre finsteren Gesichter wenig Freude verriethen, daß man sie Theil nehmen lassen wollte an den Siegen der großen Republik. Es war ein eigener Anblick für die Zuschauer, und deren hatten sich eine große Anzahl eingefunden, wenn man die drei oder vier jungen Officiere der Republik so furchtlos umhergehen sah unter dem Haufen der sonnenverbrannten, wilden Söhne der Vendée, deren Blicke den tödtlichsten Haß verriethen. Oft waren die Officiere gar nicht mehr zu sehen und nur ihre tricoloren Federbüsche schwankten zwischen den weißgrauen Blousen der Ausgehobenen. Wenn man wußte, daß die Farben der Republik fanatisch gehaßt wurden von diesen Männern, so durfte man wirklich nicht ohne Besorgniß für die Officiere sein. Der Gensd'armeriecapitain, der vor seinen Leuten hielt, schien gewissermaßen solche Besorgnisse zu hegen, denn er hatte auf seinen Streifzügen durch die Vendée den Geist der Bevölkerung richtig erkannt und sah nicht ohne Bangigkeit, daß sich die Masse der Zuschauer von Minute zu Minute vergrößerte. Mehrere Male schon hatte er seine Kameraden ersuchen lassen, ihr Geschäft zu beschleu=

nigen, aber sei es, daß die jungen Officiere ganz unbekannt mit dem Charakter der Vendée waren, oder daß sie wirklich nicht eher fertig werden konnten, genug, es wurde schon Abend, als die Ausgehobenen endlich rangirt waren. Jetzt wollte der Gensd'armeriecapitain, ein alter Mann, dessen Antlitz ein schneeweißer Schnurrbart auszeichnete, den Befehl zum Aufbruch geben, als ihm der Commissair des Conventes winkte; ärgerlich gehorchte der alte Soldat.

Der Commissair, eine kurze Kugelfigur mit kleinen Aeuglein und vollen Wangen, deren dunkle Röthe stark an sein früheres Gewerbe, er war nämlich Weinhändler gewesen, erinnerte, bestieg jetzt mit vieler Selbstgefälligkeit einen Steinhaufen und haranguirte die Masse der Zuschauer, die mit finsterm Antlitz auf ihre Brüder blickte, die man zum Dienst der von Gott verdammten, königsmörderischen Republik gepreßt hatte.

„Bürger," schrie der Commissair, „Ihr seht hier mehrere hundert Euerer Brüder, die die Ehre haben werden, den Ruhm der siegreichen Armeen der großen Republik zu theilen. Geschickte Officiere

werden sie zum Kampf und zum Sieg über die Tyrannen führen, über die Tyrannen, die sich verbunden haben zur Zerstörung der Republik. Solltet Ihr nicht Lust haben, den Sieg zu theilen? Wer an dem Kriege Antheil nehmen will, trete heran und sage es mir, unermeßlich sind die Belohnungen, welche die Republik ihren Tapfern bestimmt hat, die für das Vaterland Gefallenen krönt unsterblicher Nachruhm!"

Es blieb ganz still im Haufen der Vendéer, wie konnten auch diese Worte Eindruck machen auf Menschen, die beinahe nichts davon verstanden. Ihre Priester hatten ihnen gelehrt, die Republik sei vom Teufel, wer einen Republikaner erschlüge, käme in den Himmel, wer im Kampfe gegen die „Blauen" fiele, dem sei das Fegfeuer erlassen. So hatten die Priester in der Vendée gepredigt, das hatte der Vendéer verstanden, das glaubte er, was sollten ihm diese republikanischen Phrasen?

„Ihr besinnt Euch vielleicht später, Bürger?" sagte der kleine Commissair, erstaunt über den Eindruck, oder vielmehr den Nichteindruck, den seine Rede gemacht hatte. „Ich werde bis Morgen in

Florens verweilen, wer der Republik dienen will, komme zu mir. Es lebe die Republik!"

Als aber in diesem Ruf blos das Gensd'armeriedetachement einstimmte und die Masse in finsterm Schweigen verharrte, stieg der Commissair ganz verwirrt von seiner steinernen Tribune und begab sich, von einer unerklärlichen Angst befallen, eilig zu den Gensd'armes, um sein Pferd zu besteigen.

„Rechts abgeschwenkt, vorwärts, marsch!" commandirten jetzt die Officiere, kein Fuß rührte sich; die Vendéer, Männer und Frauen standen um die Ausgehobenen, sie schienen Abschied zu nehmen. Das Commando wurde noch lauter wiederholt, ohne daß es mehr Erfolg gehabt hätte. Jetzt riß einem der jungen Officiere die Geduld, wüthend über den Ungehorsam, den er, an militairische Subordination gewöhnt, nicht begreifen konnte, zog er seinen Säbel aus der Scheide und sein Pferd mitten in den dichtesten Haufen treibend, schrie er:

„Platz, Gesindel, gebt Raum für die Truppen der Republik!"

In dem Augenblick tönten die Abendglocken von Saint Florens, ein unheildrohendes Gemurmel flog mit Blitzesschnelle durch die dichten Haufen, der zornige Officier hieb um sich, vielleicht wollte er flach hauen, aber ein scharfer Säbelhieb traf eine alte Frau, die ihren Sohn, einen der Ausgehobenen, umschlungen hielt, sie sank mit gespaltenem Haupt zusammen und ihr Blut bespritzte das Antlitz des Sohnes. Ein furchtbares Geheul erfolgte. Der junge Vendéer warf sich auf den Officier und eine Secunde später lag dieser von zahllosen Stichen durchbohrt am Boden. Der Gensd'armeriecapitän ließ nun sein Detachement einhauen, aber unter dem „vive la républiqne!“ und den Säbelhieben der Reiter fielen fast nur wehrlose Weiber, denn die Männer sprangen mit Blitzesschnelligkeit hinter die Hecken und Gräben ringsum und eröffneten ein so mörderisches Feuer auf die Republicaner, daß in wenigen Minuten die Hälfte der Brigade unberitten war. Der alte Officier mit dem weißen Schnurrbart sammelte jetzt seine Leute, die übrigen Officiere und Beamten schlossen sich ihm an und er versuchte nun sich zurückzuziehen, in der Hoffnung, daß die Trup-

pen der Republik zu Saint Florens, durch das Schießen aufmerksam gemacht, ihm entgegen kommen würden. Aber es war ein schwieriger Rückzug, die in Wuth gesetzten Vendéer feuerten unablässig und, kühn gemacht durch ihren Erfolg, brach bald rechts, bald links mit einem wilden „vive le roi!“ eine Schaar heraus und griff die Republicaner mit blanker Waffe an. Dabei wurde es immer dunkler und dennoch blieben die Schüsse der Vendéer ebenso wohl gezielt als vorher, obgleich sie jetzt seltner fielen. Das dumpfe Rollen von Trommeln klang endlich dem abgematteten, geschmolzenen Häuflein entgegen und bald begrüßte sie ein Bataillon Infanterie mit einem lauten „vive la république!“ Der kleine Commissair glaubte sich schon geborgen, während der Gensd'armesofficier seine Befürchtungen dem Obersten mittheilte, der ihm mit seinem Bataillon entgegengekommen war. Da man noch eine starke halbe Stunde von Saint Florens entfernt war, und der Weg durch ein hindernißvolles Terrain führte, so beschloß der Oberst, an Ort und Stelle zu bivouacquiren bis der Mond aufgegangen sein würde, was in zwei Stunden erfolgen mußte und bald klangen die Gesänge der lagernden

Republicaner hinaus in die Stille der Nacht. Von den Vendéern war nichts zu hören, nichts zu sehen. Eine Stunde mochte vielleicht vergangen sein, der Oberst gab sich bereits der Hoffnung hin, die Vendéer möchten sich mit ihrer Rache begnügt und zerstreut haben. Capitain Rozier aber, der Führer der Gensd'armes, schüttelte den Kopf, er war schon seit einem Jahre, seit Larouairie's Aufstand, in der Vendée und kannte den wilden Zorn, den die Priester in den Herzen dieser einfachen, kräftigen Menschen gegen die Republik angefacht hatten. Roziers Befürchtungen sollten schneller zur Wahrheit werden, als er vielleicht selbst dachte. Es war eine Stunde vor Mitternacht, mit der Uhr in der Hand erwartete der Oberst das Aufgehn des Mondes, als plötzlich der Schall von einzelnen Schüssen hell, von Saint Florens her, zu seinen Ohren drang. Die Republicaner sprangen auf. Man hörte eine Kleingewehrsalve knattern in derselben Richtung, der rasch hintereinander mehrere folgten. „Vorwärts!" rief jetzt der Obrist, „wir sind in Saint Florens angegriffen, den Brüdern zu Hülfe!" Die Kolonne setzte sich in Marsch. Lautlose Stille umgab sie. Das Geknatter der

Gewehrsalven folgte immer rascher. „Dugommier läßt zu rasch feuern!" sagte der Oberst jetzt kopfschüttelnd zu dem neben ihm reitenden Gensd'armerie-Capitain. Als er noch sprach, begann plötzlich die Sturmglocke von Saint Florens zu tönen. „Verdammt, was ist das, Capitain!" „Sie werden sehen, mein Oberst, wir haben mit der Hand in ein Wespennest gefaßt!" Bald antwortete eine Sturmglocke rechts, dann links, dann wieder eine, dann noch eine, bis endlich die Sturmglocken in der ganzen Gegend heulten.

„Das ganze Land ist in Aufruhr!" sagte jetzt Capitain Rozier, wenn unsere Kameraden Saint Florens nicht halten, bis wir über die Loire sind, so sieht keiner von uns Paris wieder!"

Der Mond ging strahlend auf, die Republicaner bogen um eine Hügelkette, eine große von Gräben durchschnittene Wiese trennte sie allein noch von Saint Florens, das im Mondenlicht vor ihnen lag. Man hörte nur noch einzelne Schüsse fallen, das Gefecht im Ort schien beendet, oder abgebrochen.

„Dugommier wird die Rebellen zurückgeschlagen haben!" sprach der Oberst mit einem fragen-

den Blick auf den Capitain. Dieser drehte seinen weißen Schnurrbart und antwortete:

„Ich wollte, mein Oberst, Sie hätten Recht, aber die Schüsse, die da noch knallen, werden nicht von den Unsrigen abgefeuert, das ist englisches Pulver — ich will Ihnen aber sogleich Gewißheit verschaffen!" Der alte Krieger sprengte jetzt mit dem Rest seiner Brigade vorwärts, aber nicht weit, denn als er auf Schußweite bis an den nächsten Graben gekommen war, tauchten plötzlich weiße Gestalten in die Höhe.

„Feuer!" donnerte eine rauhe Stimme, „es lebe der König!" Zwanzig Schüsse knallten; die Vendéer mußten jeden Mann aufs Korn genommen haben, denn Capitain Rozier jagte jetzt mit zwei oder dreien seiner Reiter allein zurück. Wie Gespenster waren die weißen Gestalten der Vendéer aufgetaucht, aus dem Graben, sie waren erschienen, hatten gefeuert und waren verschwunden.

„Republicaner!" rief jetzt der Oberst, „wir müssen an die Loire, es ist unsere einzige Rettung, fällt's Gewehr, vorwärts marsch, es lebe die Republik!"

Unter dem, die Sinne betäubenden Geheul der Sturmglocken und dem Rollen ihrer Trommeln, marschirten die Republicaner vorwärts. Der Oberst schickte Tirailleurs voraus gegen die Graben, sie breiteten sich aus und gingen kühn gegen einen Feind, der unsichtbar war.

„Feuer!“ tönte jetzt das Commando drüben, die Schüsse knallten und mit einem wilden „vive le roi“ sprangen die Vendéer aus dem Graben und sich durch die Weidenbäume deckend, die am Rande des Grabens ziemlich dicht standen, bildeten sie eine Feuerlinie über die ganze Breite der Wiese und unterhielten ein wohlgezieltes Feuer, das die Republicaner indeß nach Kräften erwiederten. Jetzt sah der Oberst bald, daß diese Schützen nicht im Stande sein würden, ihm den Uebergang über den trockenen Graben streitig zu machen. Er schickte eine Vorhut voraus, zog seine Tirailleurs wieder an sich und überschritt den Graben.

„Mein Oberst, diese Leute wollen uns nach Saint Florens treiben, lassen Sie uns das Ufer der Loire direct zu erreichen suchen!“ rieth der Capitain Rozier.

„Der arme Dugommier ist hin,“ erwiederte

der Oberst, „denn wäre Saint Florens noch in seinen Händen, er wäre uns gewiß auf dieses Feuern zu Hülfe gekommen, wissen Sie einen Weg nach der Loire?"

„Ich werde Sie führen!"

Die Vendéer stellten sich dem Marsche des Bataillons nicht entgegen, ihre Jagdmesser und Büchsen vermochten nichts gegen den geschlossenen Bajonnetangriff, das schien ihr Anführer wohl zu verstehen, aber er griff die Republicaner bald im Rücken, bald in der Flanke an und mehrmals sah sich der Oberst genöthigt, stehen zu bleiben und erst die Angriffe abzutreiben, ehe er seinen Marsch weiter fortsetzen konnte. Er ließ seine Züge dicht hinter einander marschiren, denn zweimal schon waren die zuletzt Marschirenden abgeschnitten und niedergemetzelt worden. Drüben bei den Vendéern wurden alle Commando's nur von einer Stimme gegeben und so blitzschnell folgten die Bewegungen, auch war das Feuer so wohl gezielt, daß der Oberst sagte:

„Capitain, das sind keine Bauern, die wir da vor uns haben!"

„Ihr habt's getroffen, mein Oberst," entgeg-

nete der alte Krieger, „die Stimme da drüben kenn' ich, die Mündungen dieser Büchsen hab' ich schon einmal vor mir gehabt. Der da drüben commandirt, ist ein Wildmeister, Gott weiß, wessen Cidevant's in dieser Gegend, er heißt Stofflet und ist ein Teufelskerl, unsere Gegner sind lauter Förster, Jäger und dergleichen Leute, die uns eben so kaltblütig niederschießen, wie einen Rehbock!"

„Es lebe der König!" riefen jetzt zehn bis funfzehn Stimmen und eben so viel weiße Gestalten flogen vor den Republicanern über den Weg.

„Was ist das, Capitain?"

„Werdet's gleich sehn, mein Oberst, ist nichts zu machen!"

Zwei Minuten später klang Stofflets Commando von einem kleinen Hügel auf der rechten Flanke der Republicaner und fünf oder sechs Soldaten in dem ersten Gliede stürzten.

„Ich lasse den Hügel nehmen!" schrie der über des Feindes Kühnheit bestürzte Oberst.

„Um Alles in der Welt nicht, mein Obrist, das ist die Absicht Stofflets, er will uns rechts hinüber nach Saint Florens locken, die Bestien haben wahrscheinlich noch nicht Zeit gehabt, die

Kähne an allen Uebergängen der Loire zu zerstören, lassen Sie den Marsch beschleunigen, wenn Sie der Republik ein tapferes Bataillon Soldaten erhalten wollen!"

„Oder doch ein halbes!" antwortete der Oberst mit einem trüben Blick auf seine nach und nach dünner werdenden Schaaren. Im Geschwindmarsch suchte nun der kühne Officier das Ufer der Loire zu erreichen, er selbst befand sich mit dem Gensd'armeriecapitain, dem er in dieser Nacht viel verdankte, an der Spitze der Marschcolonne. Die Vendéer schienen diesen Geschwindmarsch für eine Flucht zu halten, griffen mit einem furchtbaren Geschrei die letzten Züge der ermatteten Republicaner an und sprengten sie auseinander. Die Angriffe wurden nun immer rascher und heftiger wiederholt, Stofflet leitete selbst dieselben und endlich konnte der wackere Obrist nur noch zwanzig bis dreißig Tapfere, unter denen sich der Capitain Rozier befand, zusammenhalten, mit denen er die Flucht seines aufgelösten Bataillons zu decken suchte. Mehrere Male hatte Stofflet in Person diese Nachhut angegriffen und ein Pistol, jedoch ohne zu treffen, dicht am Gesicht des Obristen abgefeuert, dennoch

gelang es ihm nicht, diese Braven zu zerstreuen, die jedem Angriff fest die Spitze boten und erst, wenn er abgeschlagen war, weiter marschirten.

Endlich erreichte man die Loire. Verzweiflung erfüllte die Seelen der republicanischen Soldaten, es war kein Fahrzeug zu sehen, ruhig und glatt lag der Spiegel des mächtigen Stromes, im Mondenlicht glänzend, zwischen den Republicanern und der Rettung. „Wir sind verloren!“ sagte der Obrist mit der Gleichgültigkeit eines alten Soldaten, der den Tod nicht fürchtet, weil er allzu genau mit allen seinen Gestalten bekannt. „Noch nicht, mein Oberst, ein Stück hinauf, wo die kleine Insel liegt, finden wir gewiß Kähne, mit denen wir nach der Insel und von da nach Ingrande übersetzen können!“

Die Vendéer griffen die Fliehenden nicht mehr an, doch die im Mondenlicht blitzenden Gewehrläufe zur Seite der Republicaner verriethen, daß sie ihre Beute noch nicht aufgegeben hatten. Der Oberst sammelte seine Soldaten und ordnete sie so gut es gehen konnte, während des Laufens, denn man lief am Ufer des Flusses aufwärts, um den Vendéern zuvor zu kommen. Aber als man an

die vom Capitain Rozier bezeichnete Stelle gelangte, warfen sich so eben einige Vendéer in die dort stationirten Kähne und trieben sie in den Strom.

„Feuer auf die in den Kähnen!" rief der Oberst. Mehrere Vendéer in den offenen Kähnen, vom Mondlicht bestrahlt, also ganz dem Feuer der Republicaner ausgesetzt, fielen und einige Kähne schwammen ohne Ruderer davon. Jetzt stürzte sich der alte Capitain in den Strom, es folgten ihm mehrere und nach einigen Minuten befanden sich vier Kähne in der Gewalt der Republicaner, die sie an das Ufer bringen wollten, aber nun begann ein Gefecht auf dem Wasser. Die Vendéer, die im Besitz von Kähnen waren, ruderten heran und suchten die der Republicaner zu entern, doch gelang ihnen das nicht, denn die Soldaten, welche einsahen, daß nunmehr alles Heil in der Erhaltung der Kähne lag, schlugen jeden Angriff mit verzweifelter Standhaftigkeit ab. Es war Zeit, daß die Kähne ans Ufer kamen, denn schon schlugen die Kugeln der nachrückenden Vendéer dicht in das am Landungsplatz zusammengedrängte, noch vor einigen Stunden vollzählige Bataillon, dessen Rest

jetzt bequem in den vier Kähnen Platz fand. Der Oberst war der Letzte, der den Strand verließ. Die Kähne stießen ab und in demselben Augenblick waren die Royalisten heran, die in wilder Wuth bis an den halben Leib in's Wasser gingen, um die Kähne noch zu erreichen. Die Schiffe, die in den Händen der Vendéer waren, wurden nun schnell bemannt und verfolgten die Republicaner, jedoch ohne besondern Erfolg.

Dicht am Ufer steht ein kleiner, untersetzter Mann in unscheinbarer Jagdkleidung, das Mondenlicht fällt hell auf sein blatternarbiges, keinen besondern Geist verrathendes Antlitz; er hat eben die Büchse abgesetzt und scheint mit dem hellen, blauen Auge nach der Wirkung seines Schusses zu spähen. Mehrere ähnlich gekleidete Gestalten umstehen ihn, während sich rückwärts die ganze Schaar sammelt, die in dieser Nacht den Republicanern so verderblich geworden war. Es sind fast lauter junge kräftige Männer, mit Waidmesser und Büchse bewaffnet und grünen, knappen Jagdröcken, unter den weißgrauen Blousen angethan. Der Wildmeister Stofflet ist's mit seiner Schaar.

„Es lebe der König!“ donnerte jetzt die

gewaltige Stimme Stofflets über den Spiegel der Loire. „Ruft die Kähne ab, laßt die Reste der Rebellen entfliehen, es lebe der König!“

„Es lebe der König!“ schallte es zur Antwort am Ufer und auf den Wassern der Loire. Die flüchtenden Republicaner waren so in Hast, daß sie gar nicht daran dachten, das siegjubelnde „vive le roi!“ der Vendée durch ein Lebehoch auf ihre Republik zu beantworten.

So endigte an den Ufern der Loire der Tag von Saint-Florens. Aber die Vendéer unter Stofflet waren nicht die einzigen, die heute für den König geblutet, es war an mehreren Stellen am heutigen Abende Blut geflossen, namentlich hatte man in St. Florens selbst ein Bataillon und mehrere Brigaden Gensd'armes zurückgeschlagen und fast vernichtet, doch war es auch von dieser Abtheilung einem schwachen Reste gelungen, sich über die Loire zu retten. Der Tag von Saint Florens war kein allgemein vorbereiteter Aufstand, wenn auch Viele überzeugt waren, daß es nicht ohne Blut abgehen würde bei einer solchen Gelegenheit. Namentlich war Stofflet, der Wildmeister in den Waldungen des Grafen Maulevrier mit

den Seinen bereit, denn er hatte erkannt, daß die Recrutirung für die Republik zu tief eingreife und zu verletzend in die alten Rechte und Gewohnheiten der Vendéer, um nicht eine gewaltige Aufregung zu Wege zu bringen. Diese Aufregung aber mußte wie eine brennende Lunte in ein Pulverfaß fallen, denn alle Elemente der Insurrection lagen ja schon seit dem in der Geburt erstickten Aufstande des Grafen Larouairie bereit in der Vendée. Darum war Stofflet mit seinem überwiegenden Talent für den kleinen Krieg, mit seinem fanatischen Enthusiasmus für den König und die Religion, auf den ersten Flintenschuß bereit und wir sahen bereits, wie er nicht ohne Ruhm den Vendéerkrieg, den heiligen Glaubenskrieg gegen die Republik Frankreich eröffnete. Nur durch die vollständige Vorbereitung zum Aufstand, und durch die allgemeine Sinnesgleichheit und die Geneigtheit der Vendéer zum Kampfe gegen die Republik ist es erklärlich, daß sich schon in den folgenden Tagen, die auf den Tag von Saint-Florens folgten, neunhundert Kirchspiele unter dem Lauten der Sturmglocken dem Aufstande anschließen konnten. Auch in einem kleinen Dörfchen zwischen Saint-Florens und Sau-

nur hatte man die Sturmglocke gezogen und die Vendéer versammelten sich mit düsterm Blick vor dem Kirchlein, um sich unter einander zu berathen, vor allen Dingen aber, um die Ansicht des Priesters zu vernehmen. Dieser trat so eben unter sie, es war eine kräftige Männergestalt, die in dem über das geistliche Gewand geschnallten Küraß und mit dem an ihrer Hüfte klirrenden Schwerte lebhaft an die Zeiten des Ritterthums gemahnte.

„Von wo, meine Söhne," fragte er die Bauern mit tiefer klingender Stimme, „von wo drangen die ersten Töne der Sturmglocke herüber? aus der Gegend von Saumur oder von Beaupré?"

„Von der Loire her, ehrwürdiger Vater, von Brissac vielleicht!" lautete die Antwort.

„Habt Ihr unsere nächsten Nachbarn beschickt?"

„Meine Buben sind aus, die schnellsten Läufer im Ort," antwortete ein alter weißhaariger Bauer.

„Gut, Espire," entgegnete der Priester und wandte sich dann mit erhobener Stimme an seine Beichtkinder. „Lieben Brüder, die Zeit ist nahe herbeigekommen, wie es scheint, in der Ihr bethä-

tigen sollt dreierlei; erstens Eure Anhänglichkeit an unsere alleinseligmachende Kirche, zweitens Eure Treue gegen den allerchristlichsten König Ludwig **XVII.**, der Eure von Gott eingesetzte Obrigkeit ist, drittens aber Eure Liebe zu einander. Darum sage ich Euch mit den Worten der heiligen Schrift: „Habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König; habt die Brüder lieb, ruft Euch der heilige Apostel zu, der auch in der Stunde der Gefahr das Schwert trug, St. Petrus, Eure Brüder aber sind alle, die mit Euch kämpfen auf einer Seite für eine Sache, darum lasset von Stund an unter einander allerlei Hader und Zank, auf daß Ihr in fester Liebe verbunden durch Eure Einigkeit ein Schrecken der Feinde werdet.“ Fürchtet Gott,“ sagt der Apostelfürst weiter, das will sagen, kämpfet und streitet für die heilige Kirche, die auf mich, St. Petrum als einen Felsen gegründet worden ist, den selbst die Pforten der Höllen nicht überwältigen werden, kämpfet und streitet wider alle, die sich an der heiligen Kirche und ihren geweihten Dienern vergreifen, in der diese von allen Heiligen verlassenen Republikaner, die Gott alle verworfen hat, weil sie sich von ihm gewendet haben, die er vernichten

wird wie Sodom und Gomorrha einst, streitet und kämpfet wider diese, Ihr seid der Feuerregen, den Gott der Herr Zebaoth herabfallen läßt auf diese Verdammten." „Ehret den König!" spricht der Apostel weiter, „denn es ist ein rechter christlicher König, seine Väter haben eure Väter Jahrhunderte lang belassen bei ihrer alten Sitte, bei ihrem alten Glauben, darum haben die Republicaner seinen Vater gemordet, sie haben gelegt ihre frevelhafte Hand an den Gesalbten des Herrn, darum fordert Euch die heilige Kirche auf durch meinen Mund, greift zum Schwert, Ihr freien und frommen Söhne der Vendée, greift zum Schwert, es ist des Herrn Werk, und „verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig treibt," spricht der Prophet. Nun knieet nieder geliebte Brüder, daß ich Euch einsegne zum heiligen Kampf für die Kirche, den König und Eure uralte Freiheit!"

Es war ein eigner Anblick, diese rauhen, wilden Gesellen, Kampflust im lodernden Blick, auf die Kniee fallen zu sehen unter dem Gerassel der todtbringenden Waffen. Der Priester sprach den Segen über sie aus und verkündete vollkommenen Ablaß für alle, die gegen die Republik kämpfen

würden und verhieß den Tapferen alle Freuden des Paradieses.

„Wollt Ihr uns führen, ehrwürdiger Vater, im Kampfe gegen die Gottlosen?“ fragten jetzt mehrere Bauern den Priester, nachdem sie sich erhoben hatten von den Knieen.

„Nein, meine Brüder, ich werde in Euern Reihen sein mit dem stärkenden Troste der Kirche, nur zu meiner Vertheidigung, ziehe ich dieses Schwert, denn die Kirche vergießt kein Blut, um Euch zu führen im heiligen Kampf habt Ihr unter Euch einen passendern Mann!“

„Cathelineau!“ schrieen alle Bauern aus einem Munde.

„Er ist es, der fromme Cathelineau, diesen meine ich!“ bestätigte der Priester „wo ist er?“

„Mein Vater, Ehrwürdiger,“ sprach jetzt ein junger Bursche, „ist unterwegs und kehrt erst diesen Abend heim von Saumür, vielleicht ist er so eben angelangt.“

„So laßt uns zu ihm gehen, meine Brüder,“ mahnte der Priester, „daß wir ihn mit der Würde des Obersten über die Krieger bekleiden, die unser Ort gegen die Gottlosen sendet!“

Der Zug setzte sich in Bewegung, man kam vor einem schmucken, wohlhabend aussehenden Gehöft am Ende des Dörfchens an. Ein beladener Wagen, der im Hof stand, zeigte den Kommenden an, daß der Fuhrmann Cathelineau zurück sei von Saumür; die Masse der Bauern blieb draußen, der Priester, gefolgt von den Aeltesten, trat ein und Cathelineau empfing ihn mit jener Ehrfurcht, die den Priestern damals von den Vendéern aufrichtig gezollt wurde. Als der Priester den Fuhrmann gesegnet, richtete sich dieser hoch auf und schüttelte den Bauern derb die Hände. Eine geistige Ueberlegenheit blitzte aus Cathelineau's großem Auge, das von unbestimmter Farbe war; obgleich im reifern Mannesalter so umkränzten doch noch immer große, dicke Locken das Antlitz des später so berühmt gewordenen Fuhrmanns und sein ganzes Wesen hatte einen edlern Anstrich, als das der gewöhnlichen Vendéer, dafür war der Fuhrmann auch im Ausland gereis't, das heißt, er war einmal im Orleannais gewesen. Cathelinean führte seinen Besuch in eine Stube zu ebener Erde, deren Einrichtung zwar nicht von Reichthum, aber doch von einem soliden Wohlstand zeugte, dessen Schöpfer Cathelineau durch seine

Reisen in die Städte, wo er die seinen Landsleuten unentbehrlichen Dinge einkaufte, geworden war. Im Hintergrunde war ein Bette, von welchem aus die alte Mutter Cathelineau's um den Segen des Priesters bat; ein junges Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit, das mit einem Löffelchen und mit einer Arzneiflasche neben der kranken Matrone saß, erhob sich anmuthig, als der Priester zum Bett trat und empfing leicht knixend den Segen desselben. Ihr Wesen, ihre Kleidung, alles zeigte, daß sie nicht zu den Bauern der Vendée, sondern zu den Edelleuten dieses Landes gehörte.

Es war die Tochter des Prinzen Talmont, Erblehnsherrn des Dörfchens, die gekommen war, der alten kranken Mutter Cathelineau's eine heilsame Arznei zu bringen. Wir haben schon erwähnt, daß in der Vendée die alten patriarchalischen Verhältnisse der Feudalzeit noch vollständig zu Recht bestanden. Der Edelmann und der Bauer dieses Landes gingen Hand in Hand den Lebensweg und keiner konnte sich sein Geschick von dem des Andern gesondert denken. Die Geburt eines Junkerleins auf dem Schloß war eine Freude für den ganzen Ort, der Tod eines Bauern in der Hütte erweckte

innige Betrübniß auf dem Edelhof. Bei Krankheit, Noth, Mangel war der Edelmann der natürliche Helfer und seine Hülfe wurde ebenso unbedenklich in Anspruch genommen, wie sie, als etwas sich von selbst Verstehendes, geleistet wurde. Dieses Verhältniß zwischen dem Adel und Bauernstande blieb unverändert, weil die Abgelegenheit der Vendée die Fortschritte der sogenannten Cultur hemmte und der Eingeborene eines einfachen, freien Landes eisern fest zu halten pflegt an den alten Sitten und Gebräuchen der Väter. Die jungen Edelleute wurden in der Vendée selbst erzogen, mit den Bauern, unter den Bauern, und wenn sie auch nachher bisweilen zu weiterer Ausbildung an den Hof, oder, was noch häufiger geschah, zur Armee geschickt wurden, so pflegten sie doch meistens im reifern Alter in die liebe Heimath zurückzukehren, und die Jugendgespielen des Junkers, die nun die Unterthanen des Lehnsherrn waren, fühlten sich durch ein Band mehr an diesen gefesselt. Er aber wiederum auch an sie, denn die Macht der Jugenderinnerungen ist groß, besonders bei Männern, die sich aus einem geräuschvollen Hof- oder Kriegsleben zurückversetzt finden in die stillen, heimath-

lichen Stätten ihrer einfachen, fröhlichen Jugend. Wie die Edelleute zu den Bauern, so standen die Edelfrauen zu den Bäuerinnen und so erregte es weder die Verwunderung des Priesters, noch seiner Begleiter, daß sie die Prinzessin von Talmont an dem Bette der alten Mutter Cathelineau's sitzend finden. Wir sehen auch, daß die junge Prinzessin, deren Mutter eine eifrige und persönliche Freundin Voltaire's war, sich trotzdem vor dem Priester neigte, denn der vendéeische Adel hatte längst erkannt, daß die Religion und ihre Priester hauptsächliche Stützen ihres Lehnsherrlichen Ansehens seien und niemals würde es ein vendéeischer Edelmann, selbst wenn er vom atheistischen Hofe des Regenten angekommen wäre, an der Ehrfurcht gegen einen Priester haben fehlen lassen. Die alten Adeligen dort hatten seit uralten Zeiten in der Religiosität ihrer Unterthanen die beste Bürgschaft für die Liebe und Treue, den Gehorsam und die Anhänglichkeit derselben gefunden. Sie hatten das lange erkannt und freuten sich der Früchte dieser Erkenntniß, ehe es schlaue Staatsmänner dieses Jahrhunderts zu probiren begannen. Wo die Religiosität noch nicht vernichtet, sondern blos geschwächt

ist, kann der Versuch gelingen, wo sie aber gar nicht mehr vorhanden ist, da können nur gewaltige Ereignisse, nicht aber ministerielle Noten, sie neu erzeugen; so wie auch im einzelnen Menschen nur ein tief in sein Inneres greifendes Ereigniß, die Bekehrung bewirken kann, niemals aber eine bloße Predigt.

Nachdem der Priester der Mutter Cathelineau's seinen Segen ertheilt und mit der Prinzessin einige freundliche Worte gewechselt hatte, setzte er den Fuhrmann in Kenntniß von seiner Wahl zum Führer der bewaffneten Bauern seines Dorfes. Cathelineau hatte seinen Landsleuten unterdessen mitgetheilt, daß Stofflet bereits den Feldzug eröffnet habe, indem er die ausgehobene Mannschaft bei Saint Florens befreit und die Republicaner über die Loire gejagt habe. Als er seine Wahl vernahm, sagte er einfach:

„Ehrwürdiger Herr, laßt mich mit meinen Landsleuten reden!"

Man ging hinaus, Cathelineau trat unter den Haufen und nachdem er ihn begrüßt hatte, entstand eine tiefe Stille.

„Mitchristen, Landsleute, Ihr habt mich zu

Eurem Führer gewählt und mir dadurch eine große Ehre angethan, ich glaube mit Euch, daß die Vendée jetzt einen schweren Kampf bestehen muß, aber hört, hört das Wort eines Mannes, der mehr gesehen hat als die Meisten von Euch. Die Vendée ist wie ein menschlicher Leib, wir Leute sind nur die Hände, wir Hände wollen nicht eher losschlagen, als bis es der Kopf für gut hält, wenn ich Euer Führer bin, so sage ich: es ist gut, daß man die Sturmglocke zieht, denn wir dürfen nicht die letzten sein unter den Brüdern, es ist gut, daß wir bewaffnet sind, denn die Hand muß in dem Augenblick losschlagen können, wo es der Kopf will, aber sage ich, wir wollen nichts thun, ohne unsern gnädigsten Herrn, den Prinzen, droben auf'm Schloß! Es lebe der König!"

„Es lebe der König! unser gnädigster Herr! und Cathelineau!" riefen die Bauern.

II.

Die Edelleute.

Au loin déjà la trompette sonore
Dans tous les coeurs a causé grand émoi,
Chant du départ vous le redit encore:
Preux chevalier veut mourir pour son roi!

Auf dem Schlosse Chemiller, das einige Meilen von der kleinen Stadt Beaupré nach der Loire zu gelegen war, saßen seit einem halben Jahrtausend, als Feudalherren die mächtigen Grafen von Maulevrier. Das alte Schloß mit seinem breiten, versumpften Graben, seinen uralten Linden auf den stolzen Bastionen und seinen mächtigen Thürmen, stand wie ein echter Repräsentant der alten Adelsmacht auf seinem, die Gegend beherrschenden, Hügel

und schien den Sturm der Revolution mit der Kampflust eines alten Soldaten zu erwarten, der so manchen heißen Tag gesehen und an jedem frische Lorbeeren gepflückt hatte.

Stolz, wie sein Schloß, alt, aber eisenfest, den Feind erwartend, aber kampflustig, erscheint der alte Graf Maulevrier, der so eben in der verschossenen Uniform eines Capitains von des Königs grauen Mousquetairs, diesen Posten hatte der alte Graf vor etwa vierzig Jahren bekleidet, unter den Bauern umhergeht, die in dichten Haufen auf dem Schloßhof stehen. Es sind Deputationen von seinen Dörfern, die auf Chemiller erschienen sind, um den alten Herrn um seine Befehle zu bitten. Der Greis mit den verwitterten Zügen und den hellen Augen unter den schneeweißen Wimpern bewegt sich rasch und kräftig, hier bleibt er bei einem alten Bauer stehen.

„André, wie geht's mit Deiner Tochter?“ „Besser, gnädigster Herr!“ dann erkundigte er sich bei einem Andern: „Ist die junge Frau schon niedergekommen?“ „Nein, aber bald, hoffe ich!“ Für jeden hat der Graf ein Wort, jeden kennt er, mit jedem hat er etwas Besonderes zu verhandeln.

Endlich wendete er sich an die Allgemeinheit und sagte mit kräftiger Stimme:

„Hört, Landsleute, drüben in Saint Florens ist es scharf hergegangen diese Tage, Stofflet ist mit meinen Jägern derb dabei gewesen und hat manchem Feind des Königs und der Religion eine böse Minute gemacht, die Blauen werden kommen, aber sie sollen uns nicht unvorbereitet finden, darum bewaffnet Euch, was aber weiter zu thun ist, kann ich Euch erst morgen sagen, denn ich erwarte meine Freunde heute hier, mit denen will ich mich besprechen, wir dürfen nicht einzeln, wir müssen zusammenhalten, zusammen handeln, die ganze Vendée wie ein Mann! Wer noch Waffen braucht, der kann sich dieselben bei mir holen, ich habe tausend Büchsen aus England kommen lassen. Jetzt aber Marsch, zum Frühstück!" Während sich nun die Bauern in die geräumige Halle begaben, wo schon seit undenklichen Zeiten ihre Väter bei den Vätern des Grafen gefrühstückt hatten, wenn sie nach Chemiller kamen, stieg der alte Graf die breiten, steinernen Stufen hinauf, die in das obere Geschoß führten und trat, angemeldet nur durch das Gerassel seiner Sporen, in ein Frauengemach. Gewiß war es ein

Frauengemach, denn die Sonnenstrahlen, gefärbt durch die Wappenschilder, welche nach alter Sitte künstlich auf das Glas gemalt, das einzige, große Fenster zierten, fielen auf Stickereien und Nähtereien aller Art, auf Frauenzimmerkleider und auf alle jene interessanten Nichtigkeiten, mit denen das vorige Jahrhundert die Zimmer der Damen zu schmücken pflegte, mit jenen allerliebsten Spielereien, die unsere Zeit à **la Roccoco** nennt und wieder zu goutiren beginnt.

Das Sporengerassel des alten Grafen zieht auch die Bewohnerin des Zimmers herbei, die mit ihm zu gleicher Zeit durch eine Seitenthür eintritt. Wir sehen eine hochgewachsene, starkgebaute Dame vor uns, deren Gesichtszüge denen des alten Grafen zu sehr ähneln, also zu männlich sind, als daß wir sie schön nennen könnten, dagegen nicht läugnen können, daß das große, stolze, braune Auge imponirt und die ganze Erscheinung der Dame auf eine Festigkeit deutet, die man bei Frauen zu finden nicht gewohnt ist, meistens auch nicht liebt. Die Enkelin des Grafen Maulevrier, Marguerite, ist ein Mädchen von achtzehn Jahren, ihre Figur und ihr ernstes Wesen aber lassen sie

weit älter erscheinen, sie trägt keine Robe, sondern ein Reitkleid von weißgrauem Zeug, sichtlich aus demselben groben Stoff gefertigt, dessen sich die Vendéer zu ihren Blousen bedienten! Das Haar der einzigen Erbin von Maulevrier ist in einem griechischen Knoten aufgebunden und ihre feinen, weißen Hände halten eine englische Reitpeitsche. Marguerite eilte dem alten Grafen entgegen, um nach Sitte und Herkommen des Hauses ihm die Hand zu küssen und dafür seinen Kuß auf die Stirn zu empfangen. Sie mußte sich tief dazu neigen, denn ihr Wuchs überragte den des Großvaters, den das Alter bereits etwas gebeugt hatte. „Gott segne Dich, mein gutes Kind!“ sprach der Graf, nachdem er seine Enkelin geküßt und ließ einen langen Blick auf das Mädchen fallen. Es war sein bestes Gut, die Tochter seines ältesten Sohnes, der einzige Sproß vom alten, edeln Hause Maulevrier, das einzige Wesen, was dem alten Edelmann übrig geblieben war von einer reichen Kinderschaar. Alle Söhne Maulevrier's waren in Paris, oder am Rhein bereits als Opfer der Revolution gefallen.

„Mein Kind!“ sagte jetzt der alte Mann,

„ich wollte Dich bitten, die Arrangements zu einem kleinen Diner zu treffen, denn ich erwarte heute alle unsere Freunde zu einer Berathung!"

„Es soll besorgt werden, Großvater!" antwortete Marguerite mit einer Kürze und Bestimmtheit, die jeden Fremden, aber nicht den Großvater, der sie kannte und deshalb um so mehr liebte, gegen Fräulein Marguerite eingenommen haben würde.

Hufschlag dröhnte in demselben Augenblick aus dem Hofe heraus; „wer ist es?" fragte der Graf, als sich Marguerite gegen das Fenster wendete.

„Herr d'Elbée reitet langsam mit einigen Herrn in den Hof."

„Schön, mein Kind, so muß ich hinunter!"

Der alte Graf ging und Marguerite blieb sinnend am Fenster stehn, denn die angedeuteten Arrangements hatte sie längst vergessen, waren übrigens auch nur eine Form, unter welcher der Graf einer Enkelin den Besuch anzeigte. Sie sah Herrn d'Elbée vom Pferd steigen, einen eleganten soldatischen Edelmann, von reiferm Alter und vieler Erfahrung. Graf Maulevrier begrüßte ihn und seine Begleiter im Hofe und führte ihn, seinen

Arm ergreifend, in's Schloß. Kaum waren sie unter der Pforte verschwunden, so schlugen rasche Hufschläge an das Ohr der Dame und im gestreckten Gallop jagten zwei Herren herein, denen in einiger Entfernung eine starke Livrée folgte. Der Jüngere von Beiden, um halbe Pferdeslänge dem andern voraus, ritt ein getigertes, schönes Roß und saß mit einem Anstande zu Pferd, der den Reiter einer ausgezeichneten Schule anzeigte. Er trug einen kleinen, runden Hut mit weißer Cocarde auf seinen dichten Locken, ein helles Auge blitzte unter der hohen Stirn, ein weißer Kragen umflatterte den bloßen Hals und ein grüner, weiter Rock umschlotterte nachlässig seine schlanke Gestalt. Sein Begleiter trug königliche Gardeuniform und zeigte in seinen Bewegungen den feinsten Anstand, so wie in seinem schönen Gesicht das Lächeln der wohlwollenden Güte. Beide Reiter sprangen leicht von ihren Pferden und schritten Arm in Arm dem Schlosse zu; Marguerite kannte sie beide nicht, obgleich ihr sonst selten ein fremdes Gesicht in der Vendée begegnete. Des jungen Mannes blasses Antlitz, sein sprühendes Auge hatten Eindruck auf Marguerite gemacht und sie musterte in Gedanken

den ganzen Adel der Vendée durch, vergebens, sie fand keinen Namen für die beiden Reiter. Unmuthig entfernte sie sich vom Fenster, obgleich so eben ihr alter Freund, Prinz Talmont, ankam. Vielleicht hätte Fräulein von Maulevrier ihr Zimmer nicht so bald verlassen, sie hätte sich vielleicht später zu den Edelleuten unten im Saal verfügt, wenn sie nicht die Neugierde herunter getrieben hätte. Sie ging, ohne sich umzukleiden, denn in der Vendée pflegte man wenig Umstände zu machen. Marguerite trat in den mit den Bildern ihrer Väter geschmückten Saal und fand etwa 10 Männer in eifriger Unterhaltung, ihr Auge suchte, ohne ihren Willen vielleicht, die Gestalt des wilden Reiters, sie bemerkte ihn, er stand nachläſſig mit dem Rücken an einen Fensterpfeiler gelehnt, sprach nicht mit, sondern musterte mit scharfen, blitzenden Blicken die Redenden, während seine Hand mit der Reitpeitsche spielte. Jetzt bemerkte Prinz Talmont, ein alter feiner Hofmann, die Eingetretene, er eilte ihr entgegen, küßte ihre Hand und sie vorführend, sprach er laut: „Erlauben Sie, schöne Freundin, daß ich Ihnen, diese Herren, Ihre Gäste, vorstelle?“ Die Herren verbeugten sich vor der Dame, die

dem alten Freunde zunickte und den Gruß der Herren erwiederte: „Sie werden mich sehr verbinden, mein Prinz!" sagte Marguerite, „wenn Sie mich mit diesen Herren bekannt machen, die ich außer meinem Großvater und Herrn d'Elbée noch nicht die Ehre hatte zu sehen!"

„Ich bin entzückt, mein Fräulein," rief d'Elbée „daß Sie sich meiner zu erinnern die Güte haben!"

„Der Herr Oberst, Marquis von Lescure!" sprach jetzt der Prinz, auf einen schönen Mann deutend, in dem Marguerite sogleich den Begleiter des wilden Reiters erkannte.

„Hier, Herr von Bonchamps!" fuhr der Prinz fort, „hier Herr von Clisson!"

Marguerite wechselte einige Worte mit Jedem und erwartete mit einer Beklommenheit, die sie sich nicht erklären konnte, die Vorstellung des Jünglings mit dem schönen Auge. Aber gerade den schien Prinz Talmont vergessen zu haben und er merkte erst seinen Fehler, als sich der junge Mann mit einer raschen Bewegung aufrichtete und einen Schritt vortretend sich mit den Worten vor der Dame neigte:

„Mein Vetter Talmont hat mich vergessen, aber der Graf Larochejacquelein will nicht durch die Vergeßlichkeit seines Verwandten leiden, er nimmt sich die Freiheit, sich Ihnen selbst vorzustellen!"

„Das Bedauern wäre an mir gewesen, Herr Graf:" sagte Marguerite mit einem tiefen Erröthen, das ihre ernsten Züge mädchenhafter und darum schöner machte.

Prinz Talmont entschuldigte sich und das Gespräch der Herren nahm seinen Fortgang, während Marguerite einige Worte mit dem Grafen Larochejacquelein wechselte, der auch jetzt keinen Antheil an den Verhandlungen der übrigen Edelleute nahm.

„Sie nehmen keinen Antheil am Berathen, Herr Graf?" fragte Fräulein von Maulevrier.

„Um desto größern zu haben an den Thaten, mein Fräulein," lautete die Antwort des jungen Mannes. Auf Marguerite machte das entschiedene Wesen des Grafen einen um so tiefern Eindruck, je mehr sie die Eigenschaften, die ein solches Wesen zur Folge haben, an sich selbst und an andern, besonders aber an Männern schätzte. Larochejacquelein kam von Paris, er konnte viel mittheilen und fand an

Marguerite eine eifrige Zuhörerin, die ihn durch immer erneute Fragen zu einer genauen Darstellung des republicanischen Lebens in Paris nöthigte. Bald hatten die beiden jungen Leute ein Feld gefunden, auf dem sie sich begegneten und völlig verstanden, es war die kein Opfer scheuende Liebe zum Königthume. Es waren zwei Herzen durch und durch erfüllt vom reinsten Royalismus und als die Herren mit ihrer Berathung zu Ende waren, trennte sich Marguerite mit einem unnennbaren Gefühl liebender Achtung von dem jungen Mann, der den Marquis von Lescure fragte: „Nun, Vetter, was habt Ihr ausgemacht? schlagen wir los? und wann?“

„Wir waffnen uns, erwarten aber Charette morgen, dann reinigen wir erst das Innere der Vendée.“

„Gut!“ stimmte Larochejacquelein ein und bot dem Fräulein von Maulevrier den Arm, um sie zur Tafel zu führen, den diese mit einem Gefühle inniger Genugthuung annahm, obgleich sie sonst den Verstoß gegen die Sitte nicht gebilligt haben würde, denn die Ehre, sie zur Tafel zu führen, gebührte eigentlich dem Prinzen Talmont,

als dem ältesten Gaste ihres Großvaters. Welcher Art Margueritens Gedanken waren, als sie sich am Abend dieses Tages auf ihrem Thurmzimmer allein sah, ist nicht schwer zu errathen. Es waren die Gedanken einer jungfräulichen Seele, auf die das Wesen eines Mannes den ersten Eindruck gemacht hatte. Es war der süße Streit des Liebe ahnenden Herzens mit der spröden Jungfräulichkeit, die, ihre Niederlage ahnend, diese doch nicht gestehen wollte. Die stolze, feste, sichre Marguerite barg an diesem Abend ihr Haupt in die Kissen des Bettes, als schäme sie sich der süßen Regung, die sie zu dem jungen Grafen Larochejacquelein hinzog.

Auch Larochejacquelein schlief nicht, sein rastloser Geist ließ ihn in dieser ganzen Zeit wenig der Ruhe genießen, ein glühender Thatendurst, ein unwiderstehlicher Drang, das Blut des Königs zu rächen, loderte in dem Herzen des jungen Edelmanns, seitdem er in Paris am Schaffot des sechszehnten Ludwig gestanden und drängte sich ja ein milderes, freundlicheres Bild in seine von Schlachtscenen erfüllte Seele, so war es das seiner schönen Verlobten, der edeln Aimée von Chevriers, die er

in Paris unter den Republicanern zurückgelassen. Marguerite, so gut sich der junge Graf mit ihr unterhalten hatte, so sehr er sich ihres Royalismus freute, die arme Marguerite beschäftigte ihn in dieser Nacht nicht eine Minute lang. Gegen Morgen sprang Larochejacquelein auf von seinem Lager, kleidete sich hastig an und öffnete das Fenster; wohlthuend kühlte die Morgenluft seine heiße Stirn und er beugte sich weit hinaus, um sie desto besser zu genießen. Unter seinem Fenster war der Schloßgraben und an dessen jenseitigem Ufer lief der Fahrweg hin, der nach dem Städtchen Beaupré führte. Dieser Weg krümmte sich um das ganze Schloß, ehe man auf ihm an die Brücke und an das Schloßthor gelangte. Ein Geräusch ließ sich in der Ferne vernehmen. Der Graf lauschte und die scharfe Morgenluft trieb Töne an sein Ohr, in welchen er Pferdegetrappel zu erkennen glaubte. „Sollte das schon Charette sein?“ fragte er sich. Sein geübtes Ohr ließ sich nicht täuschen, es war eine bedeutende Anzahl von Reitern, die in militairischer Ordnung ritten. „Es sind die Dragoner, die in Beaupré liegen!“ entschied sich jetzt der Graf, „wahrschein-

lich ist ihnen unsere Zusammenkunft verrathen und sie gedenken uns allesammt zu fangen, wie den armen Larouairie, und so den Aufstand wieder im Keime zu vernichten, sie sollen sich verrechnet haben!" Rasch bewaffnete er sich jetzt und eilte seine Freunde zu wecken. Es war Zeit, denn als Graf Maulevrier an das Fenster trat, erkannte er sogleich die blauen Uniformen der republicanischen Dragoner. „Ich werde die Sturmglocke ziehen lassen und in einer halben Stunde sind tausend und mehr Bewaffnete hier!" sagte der alte Graf ruhig. Jetzt erschien auch Marguerite, sie verrieth nicht einmal eine Bewegung, viel weniger aber Angst.

„Einen Augenblick, ich bitte, Graf Maulevrier," rief Larochejacquelein plötzlich, „kann man das Schloß auf einem andern Wege verlassen, als durch das Schloßthor?"

„Ja," entgegnete der Graf.

„Sie wollen doch nicht fliehen, Vetter!" verwunderte sich der Prinz Talmont. Larochejacquelein warf ihm einen flammenden Blick zu und sagte eifrig:

„So lassen Sie die Sturmglocke nicht ziehen, Graf Maulevrier, der Aufstand soll wegen den

Dragonern da nicht um eine Stunde zu früh losbrechen. Schicken Sie einige sichere Leute in die nächsten Dörfer, bestellen Sie Ihre Unterthanen in der Stille ans Schloßthor, wir halten indeß die Blauen hier auf, nehmen sie nachher gefangen, oder hauen sie nieder. Jedenfalls erbeuten wir die Pferde!"

„Ich gehe nach Porneau, Gaston nach Lastorne, Bertin nach Doulves!" erwiederte Marguerite entschieden auf Larochejacqueleins Rede und entfernte sich rasch, ohne eine Erlaubniß abzuwarten.

„Oeffnet, im Namen der Republik!" scholl es jetzt unten am Thor.

Ein schreckenbleicher Diener kam und fragte den Grafen, ob er öffnen solle. Der Graf antwortete nicht. Die Stimmen am Thor wurden immer heftiger. Der Graf sah ruhig durchs Fenster, endlich drehte er sich um und sagte:

„Jetzt geh, Du leichenblasse Memme, laß öffnen! Meine Enkelin ist fort!" setzte er zu den Edelleuten gewendet hinzu und bat sie, ihm in ein Zimmer zu folgen, dessen Fenster auf den Hof gingen. Eben öffnete der alte Pförtner langsam

genung die großen Thorflügel. Ein junger Dragonerofficier sprengte rasch in den Hof.

„Nun, was ist das, Schurke?“ schrie er den Pförtner an, „daß Du die Soldaten der Republik so lange warten läßt?“

Der alte Mann antwortete nicht und die Dragoner ritten in geschlossenen Zügen in den Hof; es mochten etwa achtzig Mann sein, alte Soldaten mit narbigen, dunkeln Gesichtern, geflochtenen Haaren und ausgezeichneter Haltung.

„Dummheit,“ sagte d'Elbée oben am Fenster, achtzig Dragoner unter diesen Umständen in ein insurgirtes Land zu detachiren, der Herr Bürger Marcé kennt die Vendée schlecht!“

„Wo ist der Bürger Maulevrier, der Besitzer dieses Hauses?“ rief der junge Officier den Bedienten zu, indem er vom Pferde stieg. Diese antworteten nichts, denn sie konnten nicht begreifen, daß ihr Graf Bürger genannt werde, und dann sollte das alte große, große Schloß Chemiller ein Haus sein? Das ging über die Begriffe der einfachen Leute. Zum Glück erschien der alte Graf jetzt selbst auf dem Hofe und als er auf den Officier

zuschritt, sammelte sich instinktmäßig seine ganze Livrée hinter ihm.

„Was wollen Sie auf meinem Schloß, Officier?“ fragte jetzt der Graf den Dragoner gleichmüthig.

„Sie sind Bürger Maulevrier?“ lautete die trotzige Gegenfrage des jungen Mannes.

„Ich bin Graf Charlot Maulevrier, ehemals Capitain bei Sr. Majestät des Königs grauen Mousquetairs und erwarte, daß Sie einem alten Officier und einem alten Edelmann auf seinem Schloß nicht ungebührlich begegnen!“ versetzte der Graf scharf. Zornroth sah ihn der junge Republicaner an, dann rief er hastig:

„Also der Bürger ist eingestandnermaßen ein Royalist und Ehemaliger? nun es thut mir leid, daß ich Sie bei meinem Abmarsch mitnehmen muß von hier, für jetzt habe ich den Auftrag, Ihr Haus zu durchsuchen, weil Sie uns verdächtig sind, Verschwörer gegen die Republik drin versteckt zu halten!“

„Wenn Ihnen Ihre Republik befiehlt, ungezogen gegen Männer zu sein, die schon für Frankreich geblutet hatten, als Sie, nein, als Ihr Vater

noch in Windeln lag, so sein Sie es. Wenn Sie unter Haus dieses mein Schloß Chemiller verstehen, so durchsuchen Sie es, Sie werden nur gute Franzosen drin finden!"

Der Officier wurde blaß vor Aerger und befahl zwanzig Dragonern, ihm zu folgen und das Schloß zu durchsuchen.

„Sie werden mich führen!" sagte er mit zornzitternder Stimme zum alten Edelmann.

„Ich fühle mich nicht verbunden, einem Menschen, der keine Sitten hat, den ich nicht kenne, die **honneurs** meines Hauses zu machen!" lautete die trockene Antwort des Grafen.

„Keine Sitte?" schrie der junge Officier nun ganz außer sich, denn selbst in damaliger Zeit fühlte sich der Franzose durch nichts mehr verletzt, als wenn man ihm die Sitte absprach, „mich nicht kennen?" Er vergaß jetzt in seinem Zorn seinen Republicanismus, „mein Name ist so alt, wie der Ihrige, ich bin der Baron Laffeu!"

„So schämen Sie sich, Baron Laffeu, erröthen Sie vor dem Andenken Ihrer Väter, die wackere Edelleute waren; ich kann mir wohl denken, daß selbst ein Edelmann aus Ueberzeugung Rebublicaner

werden kann, daß sich aber ein Edelmann so erbärmlich benehmen kann gegen einen alten Mann, das habe ich nicht für möglich gehalten!“

Der Graf begab sich jetzt in das obere Stockwerk zu seinen Gästen, während der Officier, beschämt und zornig, in gewaltiger Aufregung das Erdgeschoß des Schlosses durchsuchte. Er ließ mehrere Thüren erbrechen, mehrere Gänge besetzen und kam endlich die Treppe hinauf. Rasch öffnete er die Thür des Zimmers, in dem Graf Maulevrier mit seinen Gästen beim Frühstück saß. Unwillkührlich verbeugte er sich beim Eintritt und sagte: „Guten Morgen!“ Man erwiederte seinen Gruß höflich, aber kurz, und da er einen Augenblick ungewiß war, was er thun sollte und zögerte, so befahl Graf Maulevrier einem Diener:

„Claude, lege ein Couvert hierher für den Herrn Baron Laffeu!“

„Der junge, republicanische Officier gerieth in entsetzliche Verwirrung, das Wesen des alten Grafen imponirte ihm, die ruhige Haltung der Gesellschaft versetzte ihn in eine seltsame Lage. Er war gekommen, diese Männer gefangen zu nehmen und kaum wissend, was er that, nahm er den

Stuhl an und setzte sich nieder. Man legte ihm vor, er aß und trank, um nur seiner Verwirrung Herr zu werden. Larochejacquelein schenkte ihm ein Glas ein und sagte:

„Sie müssen eilen, Baron, um uns nachzukommen, wir sind Ihnen voraus!“

Der Republicaner dankte und verstand den Doppelsinn nicht, der in diesen Worten lag.

„Frankreich, es lebe Frankreich!“ rief jetzt d'Elbée. Sie stießen an.

„Auf Frankreichs Wohlergehn können Sie doch anstoßen, Herr Baron?“ fragte Marquis Lescure den Republicaner, indem er ihm sein Glas hinhielt. Der Officier stieß an. Jetzt trat ein Dragoner ins Zimmer und rapportirte, an der Schwelle stehen bleibend:

„Der ganze Keller voll Waffen und Munition, mein Officier, sonst nichts Verdächtiges!“

Graf Maulevrier fixirte den jungen Mann, der den Rapport anhörte und, als hätte er nichts verstanden, in sein Glas blickte. Der Dragoner blieb regungslos stehen und musterte staunend die Männer, die mit seinem Officiere an einem Tische saßen und zum Theil königliche Uniformen trugen.

In diesem Augenblick trat Marguerite ein und beantwortete einen fragenden Blick ihres Groß=vaters mit leichtem Kopfnicken; Larochejacquelein rückte ihr einen Stuhl neben den seinigen. „Fräu=lein von Maulevrier," sagte er leicht, „ich stelle Ihnen hier den Baron Lasseu vor, Officier in Diensten der Republik. Herr Baron, Ihre Nach=barin ist Fräulein von Maulevrier, Enkelin des Herrn Grafen!" Marguerite warf einen verächt=lichen Blick auf den Officier, der ihr, so schön und jung er war, doch häßlich vorkam in dem verhaßten Blau der Republik. Der Officier war aufgesprungen und hatte sich vor der Dame zierlich verneigt, was diese nur obenhin erwiederte.

„Es thut mir leid, mein Fräulein, daß ich als ein ungebetener und unwillkommener Besuch hier erscheine!"

„Ihre Verwandten, Herr Baron, antwortete Marguerite kurz, waren uns auf unsern Schlössern in Poitou einst liebe Nachbarn!"

Der Officier wollte etwas erwiedern, aber eben trat ein zweiter Dragoner ins Zimmer und rapportirte:

„Ein starker Trupp Bewaffneter hat das Schloßthor besetzt, mein Officier!"

Jetzt sprang dieser auf, die offenbare Gefahr riß ihn aus der Verwirrung, die ihn bis jetzt beherrscht hatte:

„Aufsitzen," rief er, „zwanzig Mann hier herauf!" Die Dragoner entfernten sich rasch und der Republicaner wendete sich ernst, aber höflich, an die Edelleute, die ruhig am Tische sitzen blieben.

„Es thut mir leid, meine Herrn!" —

Ein dröhnender Schall unterbrach ihn, er wurde blaß und er fragte hastig:

„Was ist das?"

„Nichts, meine Leute machen nur die Hausthür zu, damit Ihre zwanzig Dragoner uns nicht beim Frühstück stören;" entgegnete der Graf Maulevrier gleichgültig." Haben Sie die Güte, Herr Baron, „setzte er nach einer kleinen Pause, während welcher er den bestürzten Offizier scharf ansah, hinzu: haben Sie die Güte und geben Sie Ihren Degen an ihren Nachbar, den Herrn Obrist, Marquis von Lescure!"

„Sind Sie toll, wollen Sie mich an der Spitze von achtzig Dragonern entwaffnen?"

„Nicht toller als Sie, Baron," lachte Larochejacquelein, „wollen Sie uns gefangen nehmen an der Spitze von dreitausend Mann?"

Jetzt schmetterten unten die Trompeten, der Republicaner eilte nach der Thür. Mit eiserner Gewalt erfaßte der Marquis von Lescure den Arm des jungen Officiers:

„Sie sind mein Gefangener, Baron Lasseu, im Namen des Königs von Frankreich verhafte ich Sie als Empörer und Rebellen!"

„Ich halte es für besser," setzte Larochejacquelein hinzu, „Sie ergeben sich uns, denn wenn Sie die Treppe hinunter gehen, so wird man Sie ganz einfach niederhauen!"

Schüsse knallten im Hofe, Graf Maulevrier und Larochejacquelein verließen das Gemach, vernichtet gab der Officier der Republik seinen Degen ab und setzte sich, seinen Kopf in beide Hände fassend, auf einen Stuhl. Lescure, d'Elbée, Bonchamps und die andern Edelleute stellten sich an die Fenster. Die Dragoner riefen nach ihrem Officier," er hat uns verrathen, schrieen einige;

man hält ihn fest oben!" entgegneten Andere. Zug auf Zug rückten die Vendéer in den Hof.

„Ergebt Euch und legt die Waffen nieder!" schallte jetzt Larochejacqueleins Stimme.

„Vive la république!" antworteten die Dragoner und schlossen sich an einander, ein alter Sergeant übernahm das Commando.

„Gebt Raum für die Truppen der Republik!" rief er den Vendéern zu. Diese aber legten die Büchsen an.

„En avant, marsch!" kommandirte er jetzt, die Trompeten erklangen und unter ihren Klängen suchten die Dragoner den Durchgang durch das Thor zu forciren.

„Feuer!" schallte nun Larochejacqueleins Stimme wieder; eine Salve krachte; der arme Lasfeu aber im Zimmer fuhr empor von seinem Sessel und starrte wild um sich. Marguerite warf ihm einen mitleidigen Blick zu. Dreißig Pferde rannten reiterlos umher und die Dragoner sahen sich zurückgeschlagen.

„Cameraden!" rief der alte Sergeant, „wir kommen nicht mehr durch, wir kommen nicht mehr

durch, wir müssen sterben. Es lebe die Republik!"

Man konnte oben jedes Wort deutlich verstehen, jedes Wort schnitt wie ein Messer in die Seele des armen Laffen; die Dragoner stiegen von ihren Pferden und begannen aus ihren Büchsen und Pistolen ein Feuer zu eröffnen, das mörderisch wirken mußte, da die Vendéer in dicht gedrängten Haufen standen.

„Es lebe der König, drauf!" kommandirte Larochejacquelein. Die Vendéer warfen sich über die Republicaner, rissen sie nieder und im wilden Handgemenge mußten die wenigen Dragoner bald erliegen. Nach einer kleinen Viertelstunde war von dem ganzen Detachement nur der Officier am Leben, der in dem Zimmer saß und bitterlich weinte. Graf Maulevrier und Larochejacquelein erschienen jetzt wieder. „Es ist gethan," sagte der erstere, „wir haben dreiundfunfzig Pferde!" Larochjacquelein sprach gar nicht, bemerkte auch das lächelnde Auge Marguerite's nicht, das ihm einen schönen Siegerlohn zuwinken zu wollen schien. Er wußte auch nicht, daß dasselbe schöne Auge während des ganzen Kampfes unten im Schloßhofe

auf ihm geruht und, bald ängstlich, bald stolz jede seiner Bewegungen bewacht hatte. Wie konnte er es auch bemerken, er ging jetzt blos mit dem Plane um, die Republicaner in Beaupré zu überfallen und so der erste zu sein, der den Feldzug mit einer bedeutenden Kriegsthat eröffnete. Der alte Graf Maulevrier ging nun zu dem trostlosen Laffeu und sprach freundlich:

„Baron, Sie nehmen ihr Unglück sehr schwer, wir sind keine Barbaren, sobald das Innere der Vendée gereinigt sein wird, wollen wir Sie gern freilassen, wenn Sie uns Ihr Ehrenwort geben, nicht mehr gegen den König in diesem Lande die Waffen tragen zu wollen, bis dahin sollen Sie als Gast, nicht als Gefangener in meinem armen Hause Chemiller behandelt werden!" Der Edelmann, obgleich er den Officier trösten wollte, konnte doch den Spott nicht ganz unterdrücken, indem er sein Schloß ein Haus nannte, wie der arme Laffeu heute Morgen in seinem Uebermuth. Da indeß der junge Mann nichts antwortete, so befahl er einem Diener, ihn auf ein Zimmer zu begleiten. Mechanisch folgte der Republicaner dem Voranschreitenden und fühlte sich ungemein erleich-

tert, als er in der Einsamkeit seinem Schmerz und seiner Verzweiflung ungehindert Luft machen konnte. Jugend und Müdigkeit besiegten endlich den Schmerz und er verfiel in einen so festen Schlaf, daß selbst die Ankunft des Marquis von Charette ihn nicht erweckte, der gegen Abend mit großem Gefolge einritt. Er konnte sich kaum auf seine Lage besinnen, als am andern Morgen ein Diener eintrat und ihm meldete, die junge Gräfin erwarte den Herrn Baron beim Frühstück; er sprang auf. Der Diener legte ihm einen Anzug vor, der sichtlich einst bei den Hofbällen des guten Königs Ludwig vor etwa dreißig Jahren geglänzt hatte.

„Wo ist meine Uniform?" fragte Laffen.

„Es würde nicht gut gethan sein, mein Herr Baron, sich unsern Leuten im blauen Rock zu zeigen, die Farbe ist nicht sehr beliebt in der Vendée, darum hat Ihnen der Herr Graf aus seinem eigenen Vorrath diesen Anzug gesendet."

Seufzend kleidete sich Laffen an und steckte doch mit etwas herbem Gefühl den kleinen, vergoldeten Galanteriedegen anstatt des großen, schweren Dragonersäbels an seine Seite, dann folgte er trübe dem Diener, der ihn in ein Zimmer führte, dessen

Fenster nicht in den Hof gingen, wo gestern seine Dragoner gefallen. Sie hatten die Aussicht nach Beaupré, und zwei Personen waren darin: Die Gräfin Marguerite und ein Geistlicher in voller kanonischer Kleidung. Marguerite ging dem Eintretenden einige Schritte entgegen und sagte höflich:

„Mein Großvater läßt sich entschuldigen, Herr Baron, er ist mit einigen Freunden nach Beaupré, Sie müssen für heute mit mir zufrieden sein!"

„Ich habe keine Ansprüche auf so viel Freundlichkeit!" antwortete Laffeu und versuchte die Hand Margueritens zu küssen, die ihm indeß mit den kalten Worten entzogen wurde: „Bemühen Sie sich nicht, ich bin keine Republicanerin, sondern eine getreue Unterthanin des Königs!" Laffeu wurde verlegen, wie das bei solcher Gelegenheit ein Mann allemal werden wird, der nicht sehr viel schon in der großen Welt gelebt hat. Indeß war es nicht Margueritens Absicht gewesen, ihn in Verwirrung zu setzen, sie wollte sich ganz einfach von keinem Republicaner die Hand küssen lassen, darum sagte sie schnell und auf den Geistlichen deutend: „Herr Baron, das ist der Herr Vicar

von Doulves, Sie werden sich mit ihm besser unterhalten, als mit mir, ist's gefällig, Platz zu nehmen?" Man frühstückte, es wurden einige Worte der nacktesten Höflichkeit gewechselt, Marguerite dachte an Larochejacquelein, an ihren Großvater und an den Angriff auf Beaupré; der Geistliche verwunderte sich, daß ein Republicaner beinahe wie ein Mensch aussähe, denn er hatte sich diese Leute wie wilde Teufel gedacht und sie demnach auch seinen Beichtkindern so geschildert, er glaubte vielleicht sogar, daß die Republicaner Menschenfleisch äßen und staunte über den Appetit des Officiers, der wiederholte hartnäckige Angriffe auf eine colossale Wildpretpastete wagte. Lasseu fühlte sich beengt, beängstigt, aber eigentlich dachte er gar nichts und nur wenn sein Blick zuweilen dem ernsten, schönen Auge Margueritens begegnete, durchrieselte ihn ein Schauer, der dem ähnlich war, den er empfunden hatte, wenn er als Kind in eine leere Kirche getreten war. Indeß war er noch zu sehr von seiner Lage gedrückt, um weitern Gedanken Raum geben zu können. Man saß ziemlich lange beim Frühstück. Dumpfes Getöse klang herüber aus der Ferne. Marguerite öffnete das

Fenster und horchte. Es war ein fortgesetztes gleichmäßiges dumpfes Rollen.

Jetzt stand auch Lassen auf und sagte: Fernes Kanonenfeuer?"

„Sie habens getroffen, Herr Baron!" antwortete Marguerite, „der Herr Graf von Larochejacquelein greift Beaupré an!"

„Aber mein Gott!" rief Lassen, General Gauvilliers hat zwanzig Geschütze, regulaire Infanterie und Dragoner, und mit diesen Bauern —"

„Vergessen Sie die Edelleute nicht!" sagte Marguerite stolz.

„Und die Heiligen des Himmels, die für unsre Sache streiten!" schaltete der Priester salbungsvoll ein. Das Kanonenfeuer wurde immer lauter und obgleich Chemiller von Beaupré einige französische Meilen entfernt war, so vernahm man doch, da der Wind von dort kam, ganz deutlich zwischen durch das Knattern des den Vendéern eigenthümlichen Gliederfeuers. Lassen bewunderte den wechselnden Ausdruck auf Margueritens ernstem Gesicht, er sah, wie ihre blasse Wange sich bei der Fortdauer des Getöses höher röthete, wie ihr Auge

feuriger blitzte, er fand das Mädchen wunderschön in seiner Aufregung. Keiner von den Dreien sprach ein Wort, Marguerite war mit ganzer Seele im Gefecht, Laffeu war im Anschauen des Mädchens versunken, der Geistliche las in seinem Brevier. So verging fast eine Stunde, plötzlich drehte sich Marguerite um und rief mit blitzendem Auge:

„Hören Sie, Baron, hören Sie?“

„Der Kanonendonner wird schwächer,“ sagte dieser, „ich wünsche Ihnen gewiß kein Unglück, Gräfin, aber General Gauvilliers wird den Angriff abgeschlagen haben!“

„Baron, Sie täuschen sich mit Willen, oder Sie sind kein Soldat, wir haben gesiegt, das Feuer würde schweigen, wenn Graf Larochejacquelein zurückgeschlagen wäre, oder es würde näher kommen, wenn er verfolgt würde, aber das Feuer schweigt nicht, Gauvilliers ist geschlagen, er zieht sich fechtend zurück, wir verfolgen, wir siegen!“

Marguerite sagte dieses Alles mit einer solchen Bestimmtheit, daß selbst Laffeu nicht mehr am Siege der Royalisten zweifelte und sich sogar nicht

über die Niederlage der Seinigen betrübte, weil ihm Marguerite in ihrer Siegesfreude gar zu schön erschien. Jetzt verließ die junge Gräfin das Zimmer und Laffeu sah bald einen Diener des Grafen Maulevrier mit verhängtem Zügel auf dem Wege nach Beaupré davonsprengen. Marguerite kam nicht wieder, sondern ließ sich entschuldigen bis zum Diner. Der alte Priester sagte dem Baron, sie sei damit beschäftigt, durch Weiber und Mädchen für die Streiter Charpie zupfen und dergleichen mehr machen zu lassen. Da sich auch der Geistliche entfernte, so war Laffeu sich wieder selbst überlassen und er füllte seine Zeit damit aus, an Margueriten zu denken. In echt französischer Manier suchte er sich durch eine Liebschaft über seine Gefangenschaft zu trösten, durch Frau Venus das an Ehren einzubringen, was er durch Gott Mars verloren.

Der junge Mann war einer von den Menschen, deren Fehler und Thorheiten man gewöhnlich mit dem Ausdruck bemäntelt: „er hat ein gutes Herz," das will aber sagen, es ist ein leichtsinniger, durchaus charakterloser Mensch ohne allen Halt, der viel Unglück über sich und andere bringt, ohne

es gerade zu beabsichtigen. Lassen war beim Ausbruch der Revolution in Paris; ohne Charakter, wie er war, imponirte ihm die Neuheit, die Neuheit an Ideen machte ihn zum Republicaner, gerade so wie ihn der Reiz der Neuheit ein Jahr später in's Feldlager führte, wo er zum Officier avancirte, da er, um auch seine gute Seite zu erwähnen, viel persönliche Bravour besaß, wenn man ihn an den rechten Platz stellte. Talent und Geschick zum Officier besaß er gar nicht, wie wir es bereits in seinem gestrigen Betragen zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Unvorsichtig war es, sich in dieser Weise in einem insurgirten Lande, denn darüber konnte er nicht in Zweifel sein, zu benehmen. Die Würde des alten Grafen Maulevrier hatte ihn verwirrt, die aristocratischen Formen der Gesellschaft, in die er sich so plötzlich versetzt sah, ihre unbeugbare Gewalt über ihn ausgeübt, die Anrede „Herr Baron" ihn an die alten Ehren seines Hauses erinnert und den in ihm schlummernden Stolz auf seine erlauchte Herkunft in ihm erweckt. Es ist seltsam, aber es ist wahr, der Mensch, selbst der vorurtheilfreieste, ist stolzer auf die Thaten seiner Vorfahren, als auf die seinigen. Selbst der Mann

der niedrigen Volksklasse, nicht blos der Adlige, hat seinen Ahnenstolz. Wie mancher Bürger erzählt mit großer Genugthuung von seinen Vätern, die dasselbe Gewerbe ehrlich getrieben vor hundert Jahren. Bei dem Bauer, der von Natur viel aristocratische Elemente in sich hat, findet man in der Regel einen Stolz, bewußt oder unbewußt, auf seine Vorfahren, die auf demselben Gute saßen, gleich ihm.

Laffeu's Charakterlosigkeit fand einen neuen Reiz in dem Andenken an seine Ahnen, der republicanische Officier war, seitdem er gefangen, wieder zum adelstolzen Baron geworden und er erinnerte sich mit größter Freude plötzlich daran, daß seine Väter bereits in den Kreuzzügen Bannerherrn gewesen. Die allen Adeligen angeborne Vorliebe für gute Gesellschaft hatte ihn gestern zuerst verwirrt, heute Morgen aber wieder zum Aristocraten gemacht, denselben Mann, der gestern noch als Republicaner die Edelleute haßte und sie verfolgte. Vom Aristocraten bis zum Royalisten ist ein geringer Schritt, denn instinktmäßig fühlt die Aristocratie, der Adel, daß sie nichts ist ohne den König, sowie auch die Monarchie nie ablassen wird von

dem Adel. „Kein Adel, kein Monarch!“ sagt Montesquieu sehr richtig. Und wirklich, Laffeu war schon auf dem besten Wege, Royalist zu werden, es hätte eines Blickes aus den ernsten Augen Margueritens bedurft, der Officier der Republik hätte die weiße Cocarde aufgesteckt und hätte das Schwert gezückt auf diejenigen Männer, die gestern noch seine Waffenbrüder und politische Freunde waren. Wir haben gesagt, daß Laffeu bereits von einer Liebschaft mit Margueriten träumte, von Liebe zu ihr können wir nicht sagen, da einer eigentlichen Leidenschaft diese sogenannten „guten“ Herzen gar nicht fähig sind, obgleich leidenschaftliche Wallungen bei ihnen gerade am häufigsten vorzukommen pflegen. Laffeu freute sich jetzt seiner Gefangenschaft und gedachte sie herrlich zu benutzen, denn es fiel ihm gar nicht ein, daß ein Landfräulein, wie Marguerite, ihm einen ernsthaften Widerstand entgegensetzen könnte, er sah sich im Geist schon als Sieger; da trat Marguerite ein und seine Herzhaftigkeit verließ ihn etwas bei dem kühlen, stolzen Wesen der jungen Gräfin. Er sah seine verbindlichsten Fragen mit einer so ablehnenden Höflichkeit beantwortet, daß er es für besser hielt

zu schweigen. Marguerite, die überhaupt in der Weise hochsinniger, von Thatkraft beseelter Weiber wenig sprach, schaute schweigend zum Fenster hinaus, sie erwartete sichtlich in großer Aufregung die Rückkehr des Boten. Doch rührte die Aufregung, die wir an Margueriten bemerken, keineswegs von einem Zweifel an dem Siege der Ihrigen her, nein, von dem Siege war sie fest überzeugt; aber konnte er nicht mit schweren Opfern erkauft sein? konnte nicht ihr Großvater, oder der kühne Laroche-jacquelein, oder ein anderer jener Männer, auf denen jetzt die Hoffnung der Royalisten beruhte, gefallen sein? Eine Staubwolke wirbelte daher auf dem Wege von Beaupré, eine zweite größere folgte. Ein Reiter wurde sichtbar, er jagte in fliegender Eile heran, jetzt war er den Fenstern gegenüber, er erkannte die Gräfin, schwenkte ein weißes Tuch und rief: „Sieg! Sieg!" ohne den Lauf seines Rosses nur einen Augenblick aufzu-halten. „Es lebe der König!" antwortete Mar-guerite hingerissen, wendete sich aber dann mit kühler Verbeugung an Laffeu und sagte kurz: Sie entschuldigen, daß ich meine Gefühle laut werden ließ und so die Ihrigen verletzte!"

„Die Aeußerung dieser Gefühle kann mich nie verletzen!“ versetzte Lasseu, aber Marguerite antwortete ihm nicht, denn im Augenblick kam eine bedeutende Anzahl von Reitern mit Windeseile angeritten, Marguerite erkannte ihren Großvater und winkte ihm mit ihrem Tuche zu. Der alte Graf hielt sein Roß an und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der König! Es lebe Larochejacquelein!“ Seine Begleiter stimmten ein und hoch erröthend und bebend vor Freude antwortete Marguerite: „Es lebe der König! es lebe Larochejacquelein!“ die Reiter jagten davon. Ohne den armen Lasseu zu bemerken, eilte die junge Gräfin hinaus, hinunter, um die Sieger am Thore zu empfangen. Ihre Wangen brannten, ihre Kniee zitterten und die starke, kräftige Jungfrau mußte sich erst am Treppengeländer anhalten und Athem schöpfen, so ergriffen war sie: Larochejacquelein! jubelte es in ihr. Was giebt es auch Herrlicheres für ein liebendes Herz, als den Namen des Heißgeliebten, des heimlich Geliebten, im Siegesjubel von Tausenden zu vernehmen. Der erste, einzelne Reiter war eben angekommen, als Marguerite in den Hof trat. Weiber und Kinder

umringten ihn, er verkündete ihnen den Sieg. Allgemeiner Jubel herrschte. Jetzt sah der Reiter die junge Gräfin:

„Gnädige Gräfin," rief er, „der Herr Graf folgen mir auf dem Fuße. Die Blauen sind geschlagen, Graf Larochejacquelein hat Beaupré mit Sturm genommen, wir haben acht Stück Geschütz erobert, die Blauen sind in voller Flucht auf Saumür!" Jetzt ritt der alte Graf in den Hof, sein Gesicht glühte von dem schnellen Ritt, vor Siegesfreude funkelten die Augen des alten Soldaten. Er stieg, rasch wie ein Jüngling, vom Pferde, der Sieg schien ihm seine Jugend wieder gegeben zu haben, feurig umarmte er seine Enkelin.

„Marguerite, Mädchen," rief er außer sich, „das war ein Tag, wie wohl ist mir geworden im Pulverdampf, meine Jungen haben sich trefflich geschlagen. O Du hättest sehn sollen, wie der Stofflet mit der Büchse aufräumte und als sich Larochejacquelein auf die Kanonen warf, hei, wie ihm da die weißen Blousen folgten, als wäre es zum Tanz und waren doch noch nicht im Gefecht gewesen! Ihr Leute," wendete er sich jetzt zu den Weibern, geht in die Kirche und dankt Gott, daß

er uns einen so herrlichen Sieg gegeben, betet für den König und den kühnen Grafen Larochejacquelein, merkt Euch den Namen, daß ihn Eure Kinder und Enkel behalten und den Tag von Beaupré dazu. Der alte Gott der Vendée lebt noch! Es lebe der König!"

Jetzt ging er mit seiner Nichte hinein. „Kind," sagte er, „keine Verwundeten, keine Todten von Bedeutung, der Larochejacquelein stürzte sich wie ein Löwe mit seinen Bauern zwischen des Feindes Kavallerie, warf diese auf die Fußsoldaten, d'Elbée griff sie in der Flanke an und als sie sich durch die Stadt zurückziehen wollten, brach Larochejacquelein in das Thor und jagte sie durch die Straßen der Stadt zum andern Thore hinaus. Und der Stofflet mit meinen Jägern, nur sie haben ein tüchtig Stück blauröckiges Wild erlegt!"

Marguerite hatte ihrem Großvater nie so aufmerksam zugehört, erzählte er doch vom Siege der Royalisten und von ihm. Behaglich ließ sich der Alte in seinem Lehnstuhl nieder.

„Hab's immer gesagt, es ist ein Heldengeist in diesen Berger's, es ist ein todeslustiges Ritterblut in diesen Larochejacqueleins, ein Wesen, das

meine alte Seele gestärkt hat. Ich bin zum Jüngling geworden beim Anblick des Jünglings Larochejacquelein. Denke Dir nur, eine Pistole in der Linken, die Reitpeitsche in der Rechten, so griff der Graf an, er war im dichtesten Handgemenge; einen Republikaner schoß er nieder, den andern schlug er mit der umgekehrten Pistole ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte und durch den wildesten Tumult hindurch vernahm ich sein klingendes: „**En avant, en avant! Vive le roi!**“

Noch lange fuhr der Edelmann fort so seiner Freude Luft zu machen und Marguerite erfuhr, daß nach zweistündigem Gefecht die Republikaner einen wenig geordneten Rückzug angetreten, daß sie sich auf Saumür zurückzögen und Larochejacquelein sie mit den tausend Bauern verfolge, die andern adeligen Häuptlinge waren nach allen Gegenden der Vendée geeilt, um ihre Freunde und Unterthanen zum Kampf aufzufordern. Prinz Talmont hatte einen Boten gesendet, um sagen zu lassen, daß seine Unterthanen unter dem von ihnen gewählten Führer Cathelineau versuchen würden, die Republicaner von Saumür abzuschneiden. Der Prinz selbst sei mit Errichtung einer Kavallerieescadron

beschäftigt. Diese letztere Nachricht erfreute den alten Grafen besonders, da man bis jetzt gar keine Cavallerie hatte. Wir müssen jetzt das Schloß Chemiller verlassen, um in einer andern Gegend der Vendée Zeuge von Larochejacqueleins Thaten zu sein.

III.

Fanatismus gegen Fanatismus.

Greift nur dem Land so recht an's innre Leben,
  Zerstört die Kirchen und legt Feuer an,
Verhöhnt das Heil'ge und verlacht das Streben,
  Zu wandeln auf des Glaubens frommer Bahn.
Bald werdet ihr vor solchem Land erbeben,
  Und werdet wünschen, daß ihr's nicht gethan;
Der Fanatismus wird alsdann erwachen,
  Und wird zu Furien stille Männer machen.

(George Hesekiel. Cromwell.)

Es sind mehrere Wochen vergangen, seitdem Larochejacquelein die Republikaner aus Beaupré vertrieben, der Aufstand der Vendéer ist vollständig organisirt. Schon war General Marcé bei Saint Vincent von Stofflet, General Quetineau bei Aubiers von Larochejacquelein und General Ligonnier bei Chollet von d'Elbée und Bonchamps geschlagen. Die Vendéer, überall Sieger, hielten

die Sevre, indem sie die beiden Städte Chatillon und Bressaire besetzten, auch Vehiers, nach der Loire zu, war bereits in ihren Händen. Alle Häuptlinge vereinigten sich jetzt, ernannten ein Conseil, um über die Operationen zu entscheiden und wählten Cathelineau zum Generalissimus. Dieser theilte das Land in drei Militaircommando's, das erste, unter Herrn von Bonchamps, besetzte das Ufer der Loire, so weit es in den Händen der Vendéer war und hieß die Armee von Anjou; das zweite bildete die große Armee unter d'Elbée und stand im Centrum an der Serre, das dritte hieß die Armee des Marais, hielt die Insel Noirmontiers und die Meeresküste besetzt und stand unter dem Befehl des Marquis von Charette. Bei der großen Armee unter d'Elbée commandirten die adeligen Häuptlinge Prinz Talmont, Graf Larochejacquelein, Graf Maulevrier, Marquis Lescure und der berühmte Wildmeister Stofflet mit seiner Jägerabtheilung. Diese Anordnung gestattete den Royalisten, ihre Leute in Regimenter zu theilen, von denen abwechselnd die eine Hälfte unter den Waffen, die andere aber zum Feldbau daheim war. Auf diese Weise war der Krieg so

organisirt, daß ihn das Land lange Zeit ohne fremde Hülfe auf eigne Kosten führen konnte. Nun begann der Generalissimus angriffsweise zu verfahren. Larochejacquelein nahm am 6. Juni Saumür mit stürmender Hand und Cathelineau ging mit vierzigtausend Mann über die Loire und marschirte auf le Mans. Larochejacquelein hatte Saumür besetzt und sollte diesen wichtigen Uebergang über die Loire um jeden Preis halten. Er hatte etwa 6000 Mann bei sich.

Es war am ersten Tage nach Cathelineau's Abmarsch von Saumür, Larochejacquelein hatte nach französischer Sitte eine Gesellschaft seiner Officiere bei sich, die durch die Anwesenheit von mehreren Damen sehr belebt war. Neben der uns bereits bekannten Gräfin Marguerite de Maulevrier deren ernstes Auge von Zeit zu Zeit sinnend auf Larochejacquelein ruht, bemerken wir eine feine, blasse Frau, deren kleiner zarter Körper und deren weiche, runde Bewegungen einen seltsamen Contrast bilden gegen die große, starke Figur und das fast männliche Wesen der Gräfin Maulevrier. Das heitere Lachen dieser jungen Frau, wobei die halbgeöffneten Lippen zwei Reihen der köstlichsten Zähne

zeigen, ihre feine, modische Kleidung, das Alles läßt nicht vermuthen, daß wir eine Dame vor uns haben, die mehr Schlachtfelder gesehen als viele Männer. Ihr heiteres Lachen hat keinen andern Klang gehabt im Gewehrfeuer und die kleinen Händchen mit dem Glacéhandschuh haben oft muthig zu eigner Vertheidigung eine Pistole abgefeuert. Die junge Dame, die so frauenhaft zusammenfährt, wenn eine Tasse niederfällt, sah Männer in ihr Blut stürzen, ohne nur mit der Wimper zu zucken. Es ist die berühmte Victoire de Donessan, Gemahlin des edeln Marquis von Lescure, die diesen begleitet hat von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, durch alle Schrecknisse und Gefahren dieses blutigen Bürgerkriegs. Und dennoch ist es nicht die Liebe, es ist nicht die Kraft einer gewaltigen Leidenschaft, die das zarte Wesen zu einem muthigen Mann macht in den Stunden des Kampfes. Die Marquise war Herr von Lescure als ein junges Kind vermählt worden, sie liebte den reiferen Mann nicht, wenn sie auch dessen großen und herrlichen Eigenschaften ihre Bewunderung nicht versagen konnte. Es war ein fremdes Verhältniß zwischen beiden Ehegatten, bis der Marquis Louis von Laroche-

jacquelein, der Bruder unsers Grafen, mit ihr bekannt wurde. Der junge Mann, damals Leibpage der Königin Marie Antoinette, gleich seinem Bruder, erglühte bald in gewaltiger Leidenschaft für seine schöne Muhme. Bald war er der jungen Frau nicht mehr gleichgültig, sie die Frau eines andern, liebte den schönen Pagen ebenfalls mit der ganzen Macht einer ersten Liebe. Es kam zwischen Beiden zu einer Erklärung, aber dennoch fand die **chronique scandaleuse** ihre Rechnung bei dem Verhältniß nicht, so sehr die verderbten Sitten Frankreichs es auch begünstigten. Victoire und der junge Marquis waren beide zu edler Gesinnung, von zu heiliger und reiner Liebe erglüht, als daß sie ihren Liebesbund durch Ehebruch hätten schänden können, denn als Victoire fühlte, daß ihre beiderseitigen Widerstandskräfte zu ermatten begannen, zog sie sich auf ihre Güter zurück, und wurde nun, gleichsam um sich innerlich eine Genugthuung zu geben, die aufmerksamste und treueste Gattin. Durch die strengste Erfüllung ihrer Gattenpflichten glaubte sie den Marquis für ihr Herz entschädigen zu müssen, das sie ganz und ungetheilt dem jungen Larochejacquelein geschenkt. Das

Gefühl ihrer Pflicht war es, das sie an ihres Gatten Seite auf das Schlachtfeld führte, das Gefühl ihrer Pflicht ließ sie dem Tod furchtlos ins Auge blicken und muthig, wie mancher Mann nicht, im Kugelregen stehen. Sie erreichte, was sie bezweckte, Lescure fühlte sich unendlich beglückt durch Victoire, er glaubte sich geliebt, alle Aufmerksamkeiten, die ihr das Pflichtgefühl eingab, schrieb er der Liebe zu und er, der edle, schöne Mann, wenn auch um vieles älter als seine Gemahlin, suchte sie durch eine an Anbetung gränzende chevaleresle Hingabe zu belohnen. Sein Wesen rührte Victoire oft aufs Tiefste, aber ihr Herz konnte er nicht gewinnen. Victoire betrog ihren Mann, ja sie betrog ihn, aber auf eine so edle und großartige Weise, daß sie dadurch in der Achtung eines Jeden, der das Verhältniß kannte, nur gewinnen konnte. Dieses Verhältniß kannten nur zwei Menschen, das war Marquis Louis, der sie, weitgetrennt von ihr, wie eine Heilige verehrte und sein Bruder, unser Graf Larochejacquelein, der solches Thun zu bewundern gerade der rechte Mann war. Alle Uebrigen hielten sich überzeugt, daß die Liebe zu dem Gatten die Quelle

des Heldenmuthes der schönen Marquise sei und fanden das natürlich bei Lescure's ritterlichem Wesen, seiner männlichen Schönheit und seinen übrigen glänzenden Eigenschaften.

Noch einer dritten weiblichen Erscheinung in Larochejacqueleins Gesellschaft müssen wir Erwähnung thun; es ist eine Dame von reiferen Jahren und wenig ansprechendem Aeußeren und dennoch wird ihr von Allen, Herren sowohl, wie Damen, eine außerordentliche Aufmerksamkeit gewidmet, die sich bis in's kleinste Detail erstreckt. Die Dame selbst wird uns bald enthüllen, was man dazu für Ursache hat, denn als sich Larochejacquelein mit einigen Officieren zurück zieht, wahrscheinlich um von Dienstangelegenheiten zu sprechen, tritt ein Priester, kenntlich an seiner Kleidung, zu dem Divan der Damen und bittet die Frau von Clisson um Mittheilung ihres Unglücks. Es war also ein Unglück, was die alternde Dame zum Gegenstand der Aufmerksamkeit dieses Kreises machte. „Sollten Sie noch nicht von dem, was mich betroffen, unterrichtet sein?" fragte Frau von Clisson mit schwermüthigem Lächeln.

„Nur im Allgemeinen," versetzte der Priester,

„und gerade Ihr Schicksal, edle Frau, ist recht dazu gemacht, das Gefühl einer heiligen Rache wach zu erhalten in dem Herzen aller wahren Anhänger der Kirche und des Königs. Es braucht nur bekannt zu werden und der Name Republicaner wird für ewige Zeit gleichbedeutend sein mit Barbaren, Cannibalen."

Die beiden Damen und mehrere Herren vereinigten jetzt ihre Bitten mit denen des Priesters und ruhig begann Frau von Clisson mit der Redseligkeit des reifern Frauenalters etwa Folgendes zu erzählen:

„Als mein Sohn, Baron Clisson, in die Vendée ging, um für den König zu fechten, war es mir unmöglich, ihm mit seiner Frau zu folgen, da die Umstände der Letztern eine Reise nicht zuließen. Er verließ uns auf unserm Schloß Henrichemont und erst als meine Schwiegertochter entbunden war und ihre Kräfte so weit hergestellt, daß eine Reise ungefährlich war, reisten wir ab. Meine Schwiegertochter galt für die Frau des einzigen treuen Bedienten, der uns geblieben, der Erbe des uralten Namens Clisson für dessen Sohn und ich für die Mutter der jungen Frau. So

kamen wir unangefochten bis in die Nähe dieser Stadt und freuten uns, die Vendée erreicht zu haben. Es dunkelte bereits, als unser Wagen plötzlich von einer republicanischen Schaar angehalten wurde, wir mußten aussteigen und meine Schwiegertochter, deren Jugend und Schönheit Eindruck auf die Sinne der Barbaren machte, sah sich den empörendsten Zumuthungen von Seiten der Republicaner ausgesetzt. Der treue Jacques benahm sich mit größter Klugheit und spielte den Ehemann vortrefflich, aber leider erkannte ihn einer der Republicaner und schrie: „Das ist eine Bedientenseele, ich kannte ihn als Diener des stolzen Aristocraten, der Clissons, Republicaner, seht dieses Weib, das ist nicht die Frau eines Bedienten, diese zarten Hände gehören einer Cidevant!“ Jetzt riß man mir meinen Enkel weg und fand die mit einer Freiherrnkrone gestickten Tücher. Vergebens schrie der treue Jacques, er habe die Tücher gestohlen und sei ein guter Bürger. Meine Tochter entriß zwar einem der Republicaner das Kind und drückte es fester an ihre Brust, als aber einer der Frechen ihr das Halstuch abband, sprang der treue Jacques auf und schoß den Frevler nieder,

indeß nun war auch unser Schicksal entschieden, ein großer, wilder Kerl, den ich Bourbotte nennen hörte —“

„Wie, Bourbotte?“ fragte Larochejacquelein, der sich dem Kreise der Hörer angeschlossen.

„Ja, Bourbotte, mein Graf, dieser hieb den armen Jacques wüthend zu Boden, ich klammerte mich entsetzt an meine Tochter. Die Barbaren aber schrieen: „Die Aristocratin soll unser werden, wir wollen sie republicanisiren!“ Wir hielten uns fest umschlungen und hatten das Kind zwischen uns, alle Anstrengungen der Rebellen scheiterten an der Kraft unserer Verzweiflung. Da rief derselbe Bourbotte: „Laßt mich, Republicaner, ich will die verdammten Cidevants bald auseinander bringen,“ er hieb mir die rechte Hand ab, ich taumelte mit einem lauten Schrei zurück und weiß nichts weiter, als daß sich meine Schwiegertochter über mich warf. —“

Alle Anwesenden waren empört über das Vernommene, Thränen standen in den Augen der Damen und in Larochejacqueleins Gesicht arbeitete es mächtig. Nach einer kleinen Pause fuhr Frau von Clisson fort:

„Ich muß in einer Ohnmacht gelegen haben, denn als ich erwachte, wehte frische Morgenluft und ich hörte ein scharfes Gewehrfeuer; wie ich später erfuhr, griffen Sie, mein Graf, an diesem Morgen Saumür an. Ein alter Mann kniete neben mir und verband meine Hand, oder vielmehr den Stummel des Armes, denn die Hand war ganz abgehauen. Mühsam fragte ich: „Wo ist meine Tochter?“ Der Greis schüttelte den Kopf und wies gen Himmel. Nach einer Weile erschienen zwei Männer in der Blouse der Vendéer und man legte mich auf eine Tragbahre. Es war fast hell, ich erkannte den Leichnam des treuen Jacques an der tiefen, klaffenden Kopfwunde, einige Schritte davon lag eine mitten von einander gehauene Kinderleiche, es war mein Enkel, und einen gräßlichen, verstümmelten Leichnam, von dem ich Fetzen von weiblichen Kleidern zu erkennen glaubte, hielt ich für den meiner Tochter. —“

Laute Töne der Empörung gaben sich im Kreise kund. Die Dame fuhr fort:

„Doch kann ich das Letztere nicht mit Gewißheit sagen, so sehr ich es wünschte, ich will meine arme Tochter lieber todt wissen, als vielleicht

lebend und geschändet in den Händen der Republicaner."

„Würden Sie, Madame," fragte Larochejacquelein nach einer Pause, die auf die letzten Worte der Frau von Clisson gefolgt war, „würden Sie jenen Elenden, den Sie Bourbotte nennen hörten, würden Sie den wohl wiedererkennen?"

„Gewiß," versetzte diese rasch, „sein teuflisches Gesicht, seine Stimme, unter Tausenden würde ich ihn erkennen!"

Larochejacquelein winkte jetzt einem Officier, der sich entfernte, dann sagte er zu Frau von Clisson:

„Ich werde Ihnen jetzt einen Bösewicht vorstellen, der sich Capitain Bourbotte nennt, meine Leute nahmen ihn gefangen, als er mit seiner Compagnie eine Kirche plünderte, deren Priester er am Altar aufgehängt hatte, nachdem er ihn vorher gezwungen, die heiligen Mysterien des Abendmahls zu entweihen. Eine eclatante Rache soll ihm werden. Wollte Gott, daß ich Ihnen Ihre gemordeten Lieben wiedergeben könnte."

Jetzt führte man einen schwer gefesselten, finstern Mann in der Uniform der Republik herein.

Ein Blick der alten Dame genügte, sie sagte fest: „Das ist der Bourbotte, der mir meine Hand abschlug!“ und dabei streckte sie ihren verstümmelten Arm drohend gegen den Republicaner aus, der sie trotzig anblickte. Larochejacquelein trat jetzt einen Schritt vor und sagte kurz:

„Ihr werdet mir jetzt einige Fragen beantworten, Bourbotte, dem Tod entgeht Ihr einmal nicht, also erleichtert Eure Seele dadurch, daß Ihr aufrichtig antwortet. Habt Ihr in der Nacht, bevor ich Saumür nahm, einen Wagen angefallen?“

„Ja!“

„Habt Ihr dort einen Mann niedergehauen?“

„Ja!“

„Dieser Dame die Hand abgehauen?“

„Richtig!“

„Ich will Euch nicht fragen, warum Ihr so Entsetzliches verübt, denn wahrscheinlich habt Ihr auch das unschuldige Kind gemordet, ich will Euch nicht fragen, denn Ihr würdet mir antworten, weil ich Republicaner bin und darin Eure Entschuldigung finden, aber sagt jetzt, was ist mit der jungen Dame geschehen, deren Ihr Euch bemächtigen wolltet, habt Ihr sie auch gemordet?“

Der Republicaner sah die Anwesenden ruhig an, denn als er das gespannte Interesse bemerkte, das alle an dem Schicksal der Dame zu nehmen schienen, antwortete er:

„Was bietet Ihr mir für eine Nachricht von dem Frauenzimmer?"

„Nichts," entgegnete Larochejacquelein stolz, ich handle nicht mit Leuten wie Ihr!"

„So antworte ich auch nicht!" sagte Bourbotte trotzig.

„Und ich lasse Dich morgen bei den Beinen aufhängen, Schurke!" zürnte der Graf.

„Ich bin Officier in Diensten der Republik und verlange den Tod durch die Kugel!"

„Räuber bist Du, Dieb und Mörder, ich halte selbst die gottverdammte Republik nicht fähig, daß sie einen Schuft, wie Dich, zum Officier machen könnte!"

„Laßt mich frei und ich sage Euch wo das Frauenzimmer ist!"

„Führt den Schurken ab, haut ihm die rechte Hand ab und laßt ihn unverbunden bis morgen!"

Bourbotte wurde abgeführt und so hatte der Haß gegen die Republik bereits die Herzen der

Royalisten verhärtet, daß keine Stimme laut wurde gegen den grausamen Ausspruch Larochejacqueleins, der selbst vielleicht der Einzige war, der die Grausamkeit seines Befehls fühlte. „Es ist gräßlich," sagte er zu einem jungen Officier, „daß wir solche Repressalien brauchen müssen, aber der Fanatismus dieser Republicaner ist ansteckend. Gestern haben die Bauern von Lafriche vierzig Republicaner in einen Schafstall gesperrt und sie darin lebendig verbrannt. Das ist empörend, nicht wahr? und dennoch kann ich nichts dagegen thun, denn diese Soldaten hatten einige Tage zuvor entsetzlich in Lafrische gewirthschaftet. Sie hatten die Kirche verunreinigt, Frauen und Jungfrauen geschändet, um, wie sie höhnend gesagt hatten, ihnen republicanische Grundsätze einzuimpfen, den Greisen die obere Kopfhaut abgezogen, damit sie eine rothe Jacobinermütze hätten und dergleichen mehr. Ist's noch ein Wunder, wenn der empörte Zorn aller Menschlichkeit vergißt? Fanatismus erzeugt Fanatismus und einer muß durch den andern bekämpft werden."

Am andern Morgen schmetterten die Trompeten in Saumür und die Trommeln wirbelten,

Larochejacquelein zog mit der Hälfte der Besatzung aus, um den Flecken Bourgueil, ungefähr zwei Meilen (französische) von Saumür gelegen, zu nehmen. General Berruyer, der Obergeneral der Republicaner in der Vendée, hatte sich, von Cathelineau getäuscht, nach le Mans gezogen, aber etwa tausend Mann unter Canclaux in dem von ihm befestigten Bourgueil gelassen. Während nun Cathelineau Besatzungen in le Mans und Angers ließ und sich plötzlich auf Nantes warf, waren die Republicaner ganz unklar über die Bewegungen der Royalisten und Nantes wurde von Charette auf der einen, von Cathelineau auf der andern Seite angegriffen, ehe Berruyer etwas davon erfuhr. Auf die erste Nachricht davon eilte er natürlich in Geschwindmärschen nach der Loire, um Nantes, das den Strom beherrschte, zu retten. Während dieser Zeit aber mochte Graf Larochejacquelein nicht unthätig sein und beschloß, die Republicaner aus Bourgueil zu vertreiben. Er marschirte mit nicht ganz zweitausend Mann aus Saumür. An der Spitze seiner Kolonne ritten etwa funfzig Reiter, die sein Vetter, Marquis de Lescure führte, den auch heute seine schöne Gemahlin begleitete. Der

Marsch geschah am hellen Tage und gegen Mittag befanden sich die Royalisten im Angesicht von Bourgueil. Lescure, von seiner Gemahlin und einigen Reitern gefolgt, sprengte voraus, um das Terrain zu sondiren und ihre vereinten Bitten konnten Marguerite von Maulevrier nicht abhalten, sie zu begleiten. Canclaux, ein alter Officier, der in Bourgueil commandirte, hielt den sich nähernden Feind für sehr unbedeutend und schickte einige Kavallerie hinaus, um ihn zu recognosciren. Die beiden Reiterabtheilungen trafen sich bald und die Royalisten mußten sich vor den stärkern Republicanern zurückziehen, die Capitain Rozier, unser alter Bekannter mit dem weißen Schnurrbart, anführte. Lescure jagte im gestreckten Galopp davon, Capitain Rozier verfolgte ihn hitzig, und staunend sah Marguerite, daß sich die zarte Marquise, an deren Seite sie ritt, plötzlich umwendete und eine Pistole auf den vordersten der Verfolger abfeuerte. Das Pferd des alten Capitains bäumte sich hoch auf und stürzte dann zusammen. Die Kugel der Marquise war ihm durch den Kopf gegangen. Die Republicaner hielten und halfen ihrem Capitain unter dem Pferde vor, das auf ihn

gefallen war, während dessen hatten aber die Royalisten bereits Larochejacqueleins Avantgarde erreicht.

Bourgueil war hauptsächlich durch eine Schanze gedeckt, die mit sechs Kanonen besetzt war und die Straße bestrich. Als Canclaux nun die Hauptmacht der Royalisten bemerkte und ihre bedeutende Anzahl erkannte, ließ er Generalmarsch schlagen, zog seine Truppen zusammen und stellte sie hinter der Schanze in einer Vertiefung auf, seine Reiter dagegen, etwa zweihundert, postirte er auf seine Flügel und ließ sie sich zum Einhauen fertig machen, wenn die Royalisten, durch das Kanonenfeuer in Unordnung gebracht, sich zurückziehen würden. Larochejacquelein, durch Bewohner der Gegend des Ortes völlig kundig, theilte seine Leute in drei Haufen, deren ersteren er in eine dünne Linie auflösen ließ, die er voranschickte. Lescure mit seinen Reitern hielt an einer Waldecke, von wo er das ganze Terrain übersehen konnte. Larochejacquelein durchritt nun seine Schaaren und sagte ihnen mit kurzen Worten, daß es nur darauf ankäme, die Schanze zu nehmen, dann nahm er Abschied von den Damen und stieg nach seiner Weise vom Pferde, um zu Fuß persönlichen Antheil am Gefecht zu

nehmen. Margueritens Blick erkannte ihn unter den dichten Haufen an dem rothen Tuch, das er um seinen Kopf unter dem Hut trug.

Jetzt ging der erste Haufen der Vendéer in eine Linie aufgelöst vor. Als sie auf Schußweite vor der Schanze angekommen waren, schickte Canclaux, der sein Kanonenfeuer nicht auf Einzelne richten wollte, seine Kavallerie hinaus. Sie griff von beiden Seiten heftig an, sah sich aber übel empfangen, denn die Vendéer formirten rechts und links auf Commando ein Quarré und feuerten mit großem Erfolg auf die Reiter, die bald in Unordnung zurückjagten. Kaum war der Angriff abgeschlagen, so lösten sich die Quarré's auch wieder auf und Larochejacquelein an der Spitze des zweiten Treffens, stürzte sich auf die Schanze. Das Kanonenfeuer trieb die Angreifer ab und die Vendéer wichen in großer Unordnung rückwärts, aber Canclaux konnte ihre Unordnung nicht benutzen, denn das erste Treffen schlug auch den zweiten Angriff der schon entmuthigten republicanischen Kavallerie siegreich ab. Jetzt führte Graf Larochejacquelein seine Leute zum andern Male heran. Die Kanonenkugeln rissen furchtbare Lücken in die

dichten Kolonnen und schon begannen die Vendéer zum zweiten Mal zu weichen, als plötzlich der junge Graf seinen Hut abnahm und ihn in die feindliche Schanze schleuderte. „Wer holt mir meinen Hut wieder?" rief er, und mit einem jubelnden: „**Vive le roi!**" drangen die Vendéer vor, sprangen über die Brustwehr und schlugen die Kanoniere auf den Stücken todt. Wie ein Kriegsgott stand Larochejacquelein hoch auf der Schanze, einzeln ganz frei, von beiden Parteien wurde er gesehen, Kugeln umflogen ihn, aber sie schienen sich vor ihm zu fürchten. „**En avant, en avant, mes braves!**" klang seine helle Stimme laut durch das Getöse des Gefechts. Im wilden Laufe stürzte jetzt auch das dritte Treffen der Royalisten heran. Es kam zur rechten Zeit, eine Minute später wären die republicanischen Grenadiere, die jetzt mit gefälltem Bajonett angriffen, wahrscheinlich wieder Meister der Schanze geworden. Nun hielt sich auch Lescure nicht länger, er warf sich auf die republicanischen Reiter der linken Flanke und sprengte sie auseinander, so sehr sich auch Capitain Rozier bemühte, sie zusammen zu halten. Canclaux steckte Bourgueil in Brand und

zog sich mit zwei Bataillonen bereits durch die brennenden Gassen zurück, als sich der alte Capitain Rozier noch immer mit den Royalisten schlug. Plötzlich stürzte das Pferd des tapfern Kriegers auf die Vorderbeine und als er es wieder in die Höhe reißen wollte, schlug ihm der Marquis von Lescure im Vorübersprengen den Säbel aus der Faust und eine Pistole wurde auf seine Brust gesetzt, während eine weibliche Stimme rief: „Ergebt Euch, mein Herr, Ihr seid allein noch übrig!" Der alte Capitain faßte nach der Pistole in der Satteltasche. „Laßt die Hand da weg, mein Herr, oder ich schieße!" rief ihm dieselbe weibliche Stimme zu. Jetzt schaute der Republicaner auf und blickte in das feine Gesichtchen der Frau von Lescure. Eine Weile starrte er die edle Dame an, als sähe er Gespenster, dann machte er sich plötzlich los von den Bügeln, sprang auf die Marquise, die ihn furchtlos erwartete, zu und schrie: „Schießen Sie immerhin, mein liebes, gnädiges Fräulein, oder schießen Sie nicht, denn Ihnen ergiebt sich der alte Rozier gern!" dabei hatte er den kleinen Fuß der Marquise gefaßt und benetzte ihn mit Thränen, und bedeckte ihn mit Küssen. Die Marquise steckte

ihre Pistole ruhig in die Satteltasche und sagte verwundert: „Aber Du alter Rozier, wie kommst Du hierher, Du alter Mensch, küsse meine Hand, und nicht meine Strümpfe!" dabei reichte sie ihm ihr weiches Händchen, das der alte Republicaner mit Inbrunst an seine Lippen drückte. Jetzt kam Lescure mit Marguerite angeritten. Die Marquise rief ihm zu:

„Sieh, François, es ist der alte Rozier, meines Vaters Unterofficier, der mich auf seinen Knieen reiten ließ als Kind und mir allerlei Geschichten erzählte. Jetzt wollte ich ihm eben mit einer Kugel dafür danken!"

Die wunderliebliche Frau lachte, wie ein Kind, besonders als Marguerite bemerkte, es sei derselbe Capitain, dem sie heute schon das Pferd erschossen. Nicht ohne Stolz sagte Capitain Rozier. „Also auch das ist mein liebes, kleines Fräulein gewesen, hätte merken sollen, hab' sie doch selbst mit der Pistole schießen gelehrt, nun mögen die Royalisten immerhin den alten Rozier todtschießen, hat er doch sein liebes, kleines Fräulein wieder gesehn," dabei küßte er immerfort Victoire's

kleine Hand, diese entzog ihm dieselbe endlich und ihm am Schnurrbart zupfend rief sie fröhlich:

„Die bösen Royalisten sollen Dich nicht erschießen, Väterchen, denn Du bist mein Gefangener, nicht wahr, Lescure, der alten, treuen Seele geschieht nichts?“

„Du weißt, Victoire, daß die königlichen Truppen mehr unter Deinen, als unsern Befehlen stehn, also hast Du über das Schicksal des Gefangenen zu entscheiden!“

„Nun, wenn's so ist, alter Schnurrbart, so komm mit, Du bist mein Gefangener und mußt mir gehorchen, Du hättest wohl nicht gedacht, daß das kleine Fräulein Dich einmal gefangen nehmen würde?“

„Aber ich bin ja Officier der Republik, mein liebes Fräulein!“

„Was bist Du, Alter? Kriegsgefangener bist Du und zwar der meinige und jetzt hilf mir vom Pferd!“

Der alte Soldat gehorchte und verbeugte sich tief vor dem ebenfalls abgestiegenen Lescure, als Victoire sagte:

„Was hast Du nur mit Deinem Fräulein?

weißt Du nicht, daß ich jetzt die sehr mächtige Marquise von Lescure bin, die Gemahlin dieses ausgezeichneten Officiers hier!"

„Ich habe Sie ja nicht mehr gesehen, seit dem Tode Ihres Herrn Vaters, meines guten Obersten, wenn ich später kam, um Sie zu sehen, ließen mich die Bedienten niemals hinein!"

„Die Schelme, zürnte Victoire kindisch, ging aber rasch dem Grafen Larochejacquelein entgegen, der von mehreren Officieren gefolgt herantrat.

„Erlauben Sie, schöne Muhme," rief er der Marquise schon von weitem zu, „daß ich der Heldin der Vendée diese Trophäen zu Füßen lege!"

Man brachte der Marquise einige Standarten und Fahnen. Rozier wischte sich verstohlen die Augen, auch die Standarte seines Regimentes war dabei. „I nun," murmelte er, „sie kommt wenigstens in gute Hände, wenn sie mein kleines Fräulein erhält. Lescure umarmte Larochejacquelein und wünschte ihm Glück zu dem heutigen Siege. Der junge Held küßte die Hand der Marquise und die Marguerites, er fühlte, daß die junge Gräfin zittere und eine plötzliche Ahnung sagte ihm, daß Liebe zu ihm das stolze Mädchen so bewege. Er

sagte verbindlich: „wie sollte ich nicht siegen, unter solchen schönen Augen!"

„Meine Augen danken für das Compliment, mein Vetter!" lachte Victoire, „aber ich glaube nicht an die ihnen zugeschriebene Kraft!"

„Sie wissen wohl," flüsterte ihr der Graf zu, „daß Ihre Augen eine seltsame Macht über die Herzen aller Larochejacqueleins haben!"

„Haben Sie Erbarmen mit mir," sagte jetzt Victoire leise flehend, „was macht mein armer Louis, lebt er noch?"

„Der Marquis, mein Bruder, kämpft gegen die Republicaner am Rhein und denkt Ihrer, aber wen haben wir hier?" fragte er dann laut auf Capitain Rozier deutend.

„Capitain Rozier von Birons Dragonern!" antwortete der Republicaner, sich soldatisch aufrichtend und den schlanken Jüngling anstaunend, der der berühmte Graf Larochejacquelein sein sollte, jener Larochejacquelein, dessen Name schon ein Schrecken in der Armee der Republik war.

„Lassen Sie ihn, Vetter," bat Victoire, „ich habe ihn gefangen genommen, er ist ein alter Unterofficier meines Vaters und hat mich reiten

gelehrt, Pistolen schießen, Floret fechten und noch vieles andere."

„Nun, Capitain," lachte der junge Graf heiter, „sein Sie uns willkommen, der König wird Sie als Capitain bestätigen und Ihnen, wie ich glaube, das Kreuz des heiligen Ludwig geben, denn Sie haben der königlichen Armee außerordentliche Dienste geleistet, ihr vortrefflich exercirte Recruten zugeführt!"

„Wie so, mein General?" fragte der alte Capitain verblüfft.

„Begreifst Du das nicht, Schnurrbart," spottete Victoire, „Du hast mich ja einexercirt und ich dächte, Du hättest es an Dir selbst erfahren heute, daß ich die Hauptstütze der königlichen Armee bin. Jetzt folge mir, Kriegsgefangener!"

Capitain Rozier schritt kopfschüttelnd hinter der Marquise her, die ihre Hand in den Arm ihres Gemahls gelegt hatte, während Marguerite mit dem Stolz der Liebe am Arm des gefeierten Larochejacquelein hinschritt. Die Arme ahnete nicht, daß die nächste Minute ihr einen bittern Schmerz bereiten werde. Der ritterliche Graf hatte sie durchschaut und deutlich erkannt, daß Marguerite eine Leidenschaft für ihn gefaßt hatte; so sehr das nun

einen eiteln Gecken gefreut haben würde, so tiefen Schmerz verursachte diese Entdeckung dem edeln Larochejacquelein. Er fand Marguerite hochsinnig und liebenswerth, aber seine von Thatendurst und Aimée von Chevriers Bild erfüllte Seele hatte keinen Raum für die arme Marguerite. Der Graf glaubte die Liebe der jungen Dame erst im Entstehen und er meinte den kleinen Funken ersticken zu müssen, bevor er zur Flamme wurde. Er ahnte nicht, daß das arme Mädchen an seiner Seite schon ganz Flamme sei für ihn. Freundlich sagte er jetzt zu ihr:

„Sehen Sie, theure Gräfin, so in Stunden, wie diese, in Stunden der Siegesfreude, da vermißt man diejenigen am schmerzlichsten, mit denen man die Freude am liebsten theilen möchte?"

Marguerite sah ihn fragend an.

„Wäre denn nicht mein schönster Lohn für diesen Sieg," fuhr der Graf fort, „ein Blick aus den Augen meiner Aimée, meiner **bien aimée**?"

Marguerite wurde blaß, aber sie zitterte nicht und mit fester Stimme fragte sie:

„Sie sind verlobt?"

Larochejacquelein freute sich über die Ruhe Margueriten's, er war getäuscht und antwortete:

„Ja, mit meiner Cousine Aimée von Chevriers, Sie würden bald ihre Freundin werden, wenn sie hier wäre!"

„Gewiß, mein Graf," entgegnete die arme Gräfin, „es muß eine edle Dame sein, die Graf Larochejacqueleins Liebe verdient!"

Es war kein Haß, kein Neid in Margueritens großem Herzen gegen Aimée, ihre Liebe zu Larochejacquelein war nicht getödtet durch diese Eröffnung, nein, sie hatte dadurch nur eine andere Gestalt angenommen. War es vorher eine mädchenhafte Leidenschaft, die den starken Geist und den festen Willen Margueritens beherrschte, so war nun eine reine Flamme der Begeisterung, die das Wesen der jungen Gräfin verklärte, vergeistigte, hoch erhob.

Man war jetzt an der Schanze, die heute den Vendéern so viel Menschen gekostet und eigentlich durch Larochejacqueleins Witz erobert worden war.

„Haben Sie Ihren Hut wieder?" fragte Lescure seinen Vetter lächelnd.

„Nein, den habe ich doch nicht wieder be-

kommen, aber dafür die Schanze!“ antwortete dieser.

„Graf, Sie müßten himmlisch aussehn mit der Schanze auf Ihren unordentlichen Locken!“ scherzte die Marquise.

Alle lachten, der Graf aber trat zu dem Capitain Rozier und sagte:

„Kamerad, thut mir den Gefallen und zieht den verdammten blauen Kittel aus, es sollte mir leid thun, wenn Euch deswegen Unannehmlichkeiten passirten, aber Ihr wißt, daß diese Farbe meinen guten Vendéern einmal ärgerlich ist!“

Der Capitain wollte Einwendungen machen, als ihm aber die Marquise ihre kleine Hand auf den Mund preßte und mit angenommenem Ernst rief:

„Keine Einwendungen, Alter, Du ziehst den Rock aus und nimmst dafür diese weiße Blouse um; willst Du gehorchen, Kriegsgefangener?“

Da gab der alte Rozier seinen Widerstand auf, warf seine Uniform fort und zog eine Vendéerblouse an, es lagen genug herrenlose auf der Schanze.

Die Royalisten ruhten. Larochejacquelein wollte erst in der Nacht nach Saumur zurückmarschiren und die Officiere hier erwarten, die er zu Canclaux's Verfolgung abgesendet hatte.

Eine rührende Wehmuth beschlich das Herz des alten Capitains, der mit seinen Augen alle Bewegungen der lieblichen jungen Frau verfolgte, die ihn zum Gefangenen gemacht hatte. Endlich fiel sogar eine Thräne auf den weißen Schnurrbart und leise murmelten seine Lippen: „ganz wie ihre Mutter, ganz so schön und heiter, ganz so mild und gütig!" Der alte, unter den Waffen ergraute Soldat mußte an seine Jugend denken; als Reitknecht war er dem Grafen de Donessan, dem Vater der Marquise Lescure, nach Béarn gefolgt, hatte dort dessen Hochzeit beigewohnt und eine tiefe Leidenschaft für die Gemahlin seines Herrn gefaßt. Nie, auch nicht mit einem Worte hatte er diese Liebe verrathen, und sich selbst hatte er sie erst nach langem Kampfe gestanden. Als Graf Donessan Officier wurde, wurde er Gemeiner in demselben Regiment und avancirte, so weit es unter damaligen Umständen einem Nichtadeligen bei der Garde möglich war, nämlich bis zum Unterofficier. Wo Graf

Donessan war, war auch der Unterofficier Rozier, und als die Gräfin, da sie mit Victoire niederkam, starb, hatte er vielleicht eben so viel um sie geweint, wie der Graf. Diese glühende Liebe einer einfachen Seele, gehoben und veredelt durch die Resignation, trug Rozier auf das Kind der von ihm geliebten Frau über. Er war, wie schon erwähnt, ihr erster Lehrmeister in den ritterlichen Künsten, der alternde Mann war der liebste Spielkamerad des kleinen Mädchens, das ihn durch seine Aehnlichkeit mit der Mutter oft zu Thränen rührte. So blieb es, bis der Oberst starb und Victoire in das Haus einer alten Tante kam. Verlangte sie dort nach ihrem alten Schnurrbart, so sagte man ihr, er sei nicht mehr in Paris, und kam Rozier, sie zu besuchen, so mußten ihn die Bedienten abweisen, weil man seinen Umgang für die junge Gräfin nicht für passend hielt. Der alte Unterofficier fühlte tiefen Schmerz darüber und ließ sich in ein Linienregiment versetzen. Beim Ausbruch der Revolution erhielt er als Lieutenant das Commando über eine Abtheilung Gensd'armes und avancirte zum Capitain. Erst ganz vor Kurzem hatte ihm General Berruyer, auf Rapport des Obersten Ter-

naux, den er am Tage von Saint Florens gerettet hatte, eine Compagnie Dragoner gegeben. So fand ihn der heutige Tag. Rozier war republikanischer Officier geworden, ohne sich je um die Republik bekümmert zu haben, er gehorchte seinen Officieren und fand Trost gegen seinen Schmerz in treuer Pflichterfüllung, er hätte eben so tapfer unter der weißen Fahne gefochten, wie er es unter der blau weiß und rothen gethan. Man sagt, Leute dieses Schlags seien die besten Soldaten. Wenn wir das Alles wissen, so können wir uns auch nicht wundern, daß der alte Capitain die Niederlage seines Generals, seine Gefangenschaft selbst, vergaß über der Freude, sich in der Nähe des lieblichen Wesens zu sehen, welches das einzige Band war, was sein altes Herz noch an diese Welt fesselte. Jedes Wort, das er von Victoire vernahm, elektrisirte den alten Mann, ihr fröhliches Lachen stimmte ihn zur Freude, „ganz wie ihre Mutter,“ sagte er dann vergnügt, „und was sie für weiche Händchen hat!“ schmunzelte er dazu und strich sich den weißen Knebelbart stolz aufwärts, hatten ihn doch die weißen Finger der Marquise berührt. Ja solche Liebe macht alte Männer zu Narren, aber sie ist

nicht lächerlich solche Narrheit, sondern rührend, tief ergreifend.

Als die Royalisten um Mitternacht bei Saumur ankamen, wurden sie mit Glockengeläut und Ehrensalven empfangen. Die ganze Stadt, obwohl die Bevölkerung nur zum Theil royalistisch war, war erleuchtet, denn auch die Bürger, die der Republik heimlich anhingen, heuchelten aus Furcht eine große Freude. Der Sieg Larochejacqueleins war hier bereits gegen Abend mit allen Einzelnheiten bekannt geworden. Am Stadtthor empfing die Geistlichkeit und eine Deputation der städtischen Behörden den jungen Sieger und der Maire, dem Grafen einen Hut von alterthümlicher Form mit Perlen umwunden darbietend, sprach:

„Herr Graf, Sie haben heute im Dienste des Königs Ihren Hut verloren, es ist billig, daß der König Ihnen einen andern dafür giebt. Hier ist ein Hut des großen Königs Heinrich, die Stadt Saumur bittet sich die Ehre aus, Ihnen denselben zum Geschenk machen zu dürfen.“

„Herr Maire!“ antwortete Larochejacquelein, „ich nehme das Ehrengeschenk an, bitte aber die Stadt Saumur, es mir so lange aufzuheben, bis

ich eins meiner Schlösser wieder erobert haben werde, wo ich es selbst bewahren kann.“ Damit gab er den Hut zurück. „Meine Herren,“ wandte er sich dann heiter zu den Umstehenden, „ich bin jetzt ein armer Officier des Königs, der außer seinem Degen nichts sein nennen kann!“

„Sie vergessen, Herr Graf!“ sprach der Maire, „die Liebe und Verehrung aller treuen Unterthanen des Königs!“

Der junge Held nickte freundlich und ritt die erleuchteten Straßen hinauf, nach seiner Wohnung.

Am andern Morgen ließ er fünfhundert gefangene Republikaner vor Saumur erschießen, er war nicht im Stande, sie zu retten, ihre Thaten in der Vendée schrieen zu laut nach Rache und ihr Tod wurde allgemein verlangt. Bourbotte wurde, da er sich beharrlich weigerte, über Frau von Clisson Nachricht zu geben, am selbigen Tage gehenkt.

IV.

Die Wahnsinnige.

. . . . Sie war so schön,
Und dennoch mußte ihren Geist umhüllen,
Des Wahnsinns Nacht. Man möchte ihn begehren,
Den süßen Leib und fährt zurück entsetzt
Vor diesen Blicken, die man in diesen schönen
Augen nie geahnt, die nicht Natur, nein, die
Der Wahnsinn schuf, der Narrheit und den tiefsten Sinn
In dieses Weibes Reden seltsam mischet. —

Das Ziel der aufsteigenden Bewegung in der Vendée, Nantes, war erreicht; nachdem die Vendéer diese Stadt vergeblich bestürmt und viele Todte, unter diesen ihren Generalissimus Cathelineau, davor gelassen hatten, mußten sie sich zurückziehen. Es gab sich kund, daß die Häuptlinge Recht gehabt hatten, die den

Krieg nicht über die Grenzen der Vendée hinaus führen wollten, die jenseits der Loire auf keinen Sieg hofften, denn kaum hatten sich die verschiedenen Corps über diesen Strom zurückgezogen und ihre alten Stellungen, vorwärts von der Loire, eingenommen, so schienen sie neue Kräfte durch ihre Berührung des heimischen Bodens gewonnen zu haben. Die nachrückenden Republikaner, jetzt von Biron befehligt, wurden an allen Punkten geschlagen und die Vendéer schienen dem Convent jetzt furchtbarer als je. Biron wurde abgerufen und an seiner Stelle Canclaux und Rossignol mit dem Commando beauftragt, allein auch diese Generale verharrten bei dem angenommenen System des kleinen Kriegs, in dem ihnen die Vendéer, durch ihre Natur und ihre genaue Landeskenntniß unterstützt, doch immer überlegen sein mußten. Hierzu kam noch, daß die beiden Generale der Republik sich nicht verständigen konnten und getrennt agirten, also immer nur die halbe Kraft hatten, während sie überdem durch die Commissaire des Convents oft in den besten Operationen gestört wurden. So kam der October heran und die Republikaner hatten auch nicht einen Fuß breit vendée-

schen Landes mit all dem Blut, das geflossen war, erkauft. Larochejacquelein hatte sein Hauptquartier zu Argenton le Chateau, dem äußersten Punkt der royalistischen Stellung.

An einem jener sonnigen Octobertage, an welchem die scheidende Jahreszeit einen letzten Liebesblick auf die Erde zu werfen scheint, wo sich an allen Orten die Herzen, die noch den Einwirkungen der Natur nicht ganz verschlossen sind, von einem aus Heiterkeit und Ernst gemischten Gefühl beschlichen finden, sehen wir auf einem jener kurz berasten, von der Holzung entblößten Hügel der Vendée eine Männergestalt liegen, die mit vollem Herzen die melancholische Schönheit des Herbstes und des Landes zu gleicher Zeit zu genießen scheint. Die Natur der Vendée hat immer etwas Dunkles, Ernstes, was auf die Bewohner übergegangen ist, und im Herbst namentlich, wo die Blätter der Wälder sich färben und die Hügel kahl werden, hat das Land, in dem wir uns befinden, einen entschieden melancholischen Charakter. Der Hügel, von dem die erwähnte Männergestalt, in eine der weißlich grauen Blousen der Vendée gehüllt, in den Herbsttag hinausschaut, liegt etwa zwanzig Schritt

seitwärts von der schmalen Fahrstraße, die von Argenton le Chateau nach dem kleinen Ort Thouars führt. Rückwärts lehnt sich der Hügel an eine dichte Waldung, während er vorwärts einen freien Blick auf die Straße hat. Der Mann in der Blouse dort hat seine Stellung gut gewählt, wenn er die Straße beobachten will, ohne gesehen zu werden. Eine tiefe Stille herrscht in der Gegend, denn die Fahrstraße, auch im Frieden wenig belebt, sieht seit langer Zeit nur die Streifcorps der beiden Parteien, die entweder Rossignol von Thouars oder Larochejacquelein von Argenton le Chateau aussendet. Der Hügel mochte ungefähr in der Mitte zwischen beiden Orten liegen, welche die äußersten Punkte der beidenseitigen Stellungen bildeten.

Regungslos verharrte der Vendéer in seiner liegenden Stellung, obgleich er sichtlich scharf aussah und umhörte. Einen andern, als einen dieses Landes durchaus Kundigen, würde oft das heisere Schreien einer Krähe, oder das raschelnde Laub unter den Tritten eines Wildes aufgeschreckt haben. Die Sonne senkte sich bereits in die Spitzen der Tannen und Kiefern der Waldung, die auch von der andern Seite die Straße einschloß, aber den

Vendéer schien nichts aus seiner Stellung zu bringen. Endlich bemerken wir eine Bewegung an ihm, er legt das Ohr dicht an den kurzen Rasen des Hügels, aber schnell hat er seine vorige Stellung wieder eingenommen und ein leises Knacken verräth, daß er sich schußfertig macht. Es vergeht eine ziemliche Weile, bevor ein deutliches Geräusch von Schritten vernehmbar wird. Das geübte Ohr des Vendéers hatte es schon aus weiter Ferne erkannt. Es nähert sich, es muß eine bedeutende Anzahl von Menschen sein, die auf der Fahrstraße herkommen, der Schritt der Kommenden ist fest und tactmäßig, es sind Soldaten. Jetzt erscheinen zwei Gestalten, es sind Voltigeurs der Republik, sie haben die Gewehre schußfertig unter dem Arm und schauen vorsichtig rechts und links. Ihnen folgt in einer Entfernung von etwa funfzig Schritt ein Officier mit achtzehn bis zwanzig Mann von derselben Waffe. Diese marschiren drei und drei neben einander, ebenfalls mit größter Vorsicht. Dicht an diesen Zug schließt sich etwa eine halbe Compagnie von einem Capitain geführt, die zwei Männer in ihrer Mitte hat, deren Civilkleidung sie unter den Soldaten bemerklich macht, die Hände

sind ihnen auf den Rücken zusammen gebunden und sie scheinen Gefangene zu sein. Den Nachtrab bildet wieder eine Anzahl von Voltigeurs, wahrscheinlich der Rest der Compagnie unter einem Lieutenant. Der Zug bewegt sich lautlos, aber schnell auf der Straße nach Thouars zu. Es wird kein Wort gewechselt, nur das Geräusch der Schritte und das leise Klirren der Waffen bei einer plötzlichen Unebenheit ist vernehmbar.

Jetzt waren die beiden Voltigeurs, die den Zug eröffneten, bei dem Hügel angekommen, auf dem der Vendéer regungslos lag, während die beiden Republicaner ohne Ahnung der Gefahr vor der Mündung seiner Büchse vorübergingen. Sie waren vorbei, da ertönte ein zweimal wiederholtes Krähengeschrei, nur ein sehr geübtes Ohr hätte erkannt, daß es nicht von einer Krähe, sondern von einem Menschen ausgestoßen wurde. Das Krähengeschrei wiederholte sich jetzt, als der Lieutenant mit seiner Abtheilung vorüber marschirte und wurde von mehreren Seiten beantwortet. Das fiel dem jungen Officier auf, er sagte zu einem alten Unterofficier: „Steckt denn der ganze Wald voll Krähen?“ dieser antwortete nichts, schaute

aber scharf um sich, um die Vögel zu sehen, die dieses Geschrei von sich hören ließen. Er sah zufällig keine einzige Krähe. „Ich wollte, mein Officier, wir wären heraus aus dem verdammten Walde!“ der Lieutenant nickte und stutzte, als sich das Geschrei noch lauter wiederholte, so bald der Capitain mit seinen Leuten an den Hügel kam. „Das ist nicht richtig, wir werden angegriffen!“ flüsterte er dem Unterofficier zu, dieser theilte die Ansicht seines Officiers und fühlte sich ängstlich beklemmt durch die lautlose Stille des Waldes. Jetzt war auch die Nachhut beim Hügel, das Krähengeschrei erhob sich lauter als zuvor, die Züge stutzten und in demselben Augenblick rief eine rauhe Stimme: „Feuer!“ und mit dem Wort knatterte auf beiden Seiten des Weges eine wohlgezielte Salve auf die bestürzten Republicaner, die ihre Brüder neben sich stürzen sahen, ohne einen Feind zu bemerken. „Es lebe der König!“ commandirte jetzt der Vendéer auf dem Hügel, und rasch aufspringend, warf er sich, mit dem Kolben seiner Büchse um sich schlagend, unter die Republicaner der Nachhut. Als wüchsen sie aus der Erde empor, so unvermuthet sprangen jetzt überall

weiße Gestalten hervor und durchbrachen die Glieder der Republicaner. Es war bei dem Ueberfall an kein commandiren zu denken, so schnell, so blitzschnell folgte der Angriff der Royalisten auf ihr Feuer, der Capitain und die Hälfte seiner Leute lag bereits am Boden, ehe sie den Angriff gesehen. Das ganze Detachement war getrennt, und die Soldaten fielen einzeln unter den Schlägen und Hieben der Vendéer. Nur der junge Lieutenant warf sich mit seinem Unterofficier und einigen Voltigeurs in ein Gebüsch an der Seite des Weges und vertheidigte sich eine Weile, doch konnte er nicht einen seiner Cameraden retten. Der Vendéer, den wir auf dem Hügel gesehen, war niemand anders, als der königliche Oberst Stofflet, den wir schon in der Nacht bei Saint Florens kennen gelernt haben. Er schnitt eben ruhig die Stricke entzwei, mit denen den Gefangenen die Hände gebunden waren und befahl einem seiner Officiere, den Lieutenant zur Uebergabe aufzufordern. Die Republicaner schossen den Parlamentair nieder. Stofflet knirschte mit den Zähnen und rief: „Sie sollen nicht durch die Kugel sterben, hängen sollen die Schufte!“ Eine halbe Viertelstunde später

war der Lieutenant mit seinen Leuten gefangen und entwaffnet, Stofflet verwirklichte seine Drohung, die acht Mann hingen bald darauf an den breitästigen Eichenbäumen zunächst des Weges. Nachdem diese Execution abgethan war, sagte Oberst Stofflet, er war seit Kurzem zum Obersten ernannt, zu den befreiten Gefangenen: „Ich hörte, daß zwei Reisende von Paris, ganz in der Nähe unserer Vorposten aufgehoben worden seien, ich habe Sie befreit, meine Herren, zu wem wollen Sie?"

„Zu dem Grafen Larochejacquelein!" entgegnete der Aeltere von beiden und sagte dem königlichen Obersten seinen Dank für die Befreiung. Stofflet hörte nicht darauf, sondern befahl zwei Vendéern, die Fremden nach Argenton le Chateau zu begleiten.

Einige Minuten später herrschte wieder eine tiefe Stille auf dem Fahrweg, es war Abend geworden und schauerlich schwankten im herbstlichen Nachtwinde die Leichname der Erhenkten über denen ihrer Cameraden, die auf dem Boden im Blut lagen.

Indeß war man sowohl in Argenton le Chateau, als auch in Thouars durch das Feuern aufmerksam

geworden, von beiden Orten aus schickte man Truppen. Die Vendéer Larochejacqueleins begegneten bald den Fremden mit ihren Führern, und von der Ursache des Feuerns und dem Siege der Ihrigen unterrichtet, zogen sie sich wieder zurück, während eine Abtheilung Republicaner, in lauter kleine Trupps getheilt, in den Wald vordrang.

Es war bereits völlig Nacht, als ein Officier mit einem Zug der Republicaner auf einem Seitenwege zu dem Hügel kam, dessen wir bereits mehrfach Erwähnung gethan. Da er nichts gefunden, so beschloß er auf dem Fahrwege nach Thouars zurückzukehren. Kaum aber hatten die Soldaten einige Schritte rückwärts auf diesem Wege gemacht, als sie auf die Leichname der erschlagenen Kameraden stießen. Man erkannte die Voltigeurcompagnie und ein Schrei der Wuth erscholl, als man die Gehenkten erblickte. Die acht Leichname wurden abgeschnitten, man suchte die übrigen zusammen und legte sie auf die Seite, sie zu begraben war keine Zeit, da der commandirende Officier nicht wissen konnte, ob er nicht bereits von den Vendéern umzingelt oder abgeschnitten sei. Eilig wurde nun der Rückmarsch angetreten, und das

Ende des Waldes war fast erreicht, als die Vordersten des Trupps vor einer Gestalt zurückschreckten, die an einem Zweig der letzten Bäume des Waldes hing. Eine sanfte Stimme aber sang beständig:

Mein Kindlein, klein, wo bist Du?
Komm, ich bringe Dich zur Ruh;
Ach, mein Kind, Du kommst ja nicht,
Muß nun selber wiegen mich:

Dabei wiegte sich die Gestalt hin und her, indem sie sich mit beiden Händen an dem niedrigen Ast einer Eiche festhielt und die Füße an sich zog. Die Republicaner riefen sie an, erhielten aber nur sanft klagend zur Antwort: „Mein Kindlein, wo bist Du?“ Der junge Officier, beherzter als seine Soldaten, oder aufgeklärter, denn sie fürchteten einen Spuk, trat an die schwebende Gestalt und fand ein halb nacktes Weib. „Wer bist Du, Bürgerin?“ fragte er. „Mein Kindlein, klein, wo bist Du?“ antwortete sie. „Sie ist wahnsinnig!“ schauderte der junge Mann, „Soldaten,“ sagte er zu seinen Leuten, „hier ist eine wahnsinnige Frau, wir können das arme Weib hier nicht allein lassen!“

Die Republicaner murrten: „S'ist eine Vendéerin, laßt die Brut umkommen!“

Aber der Officier hatte noch nicht alle Menschlichkeit in diesem erbarmungslosen Kriege eingebüßt, er versuchte die Hände der Wahnsinnigen von dem Zweige los zu machen. Sie hielt sich aber mit ungeheurer Kraft fest und wiegte sich.

„Ich will Dich zu Deinem Kindlein führen!“ sagte er freundlich und mit gerührter Stimme. Augenblicklich ließ die Wahnsinnige den Ast fahren, umklammerte den jungen Mann und sagte hastig und scheu: „Komm, komm, fort zu meinem Kind, aber laß es die Republicaner nicht sehen, sie haben es schon einmal mitten von einander gehauen!“

„Der Officier bebte und faßte die Frau unter dem Arm, indem er sie fortführte, diese sprach immer weiter:

„Denke Dir, mitten von einander gehauen, den kleinen, weißen Körper, ganz auseinander in zwei ganz gleiche Hälften, o es war so schön weiß und roth das liebe Knäblein!“

„Wir werden Dein Kind finden!“ tröstete der junge Mann, dem die Augen übergingen.

„Ja gewiß, es ist ja der Enkel des berühmten

Connetables Clisson in gerader Linie!" Die Soldaten murrten: „Seht, es ist eine Cidevant, eine von den stolzen Clissons!" ihr fanatischer Haß vergaß aller Menschlichkeit und sie tadelten die Weichherzigkeit ihres Anführers. Bald sprechend, bald singend, brachte Lieutenant Coursol endlich die wahnsinnige Frau von Clisson in das republicanische Hauptquartier nach Thouars. Furchtlos ging das arme Geschöpf durch die Reihen der Soldaten an seiner Seite und trat mit ihm in das Zimmer, wo General Rossignol saß und die Rapporte der Officiere empfing. „Was Teufel!" schrie der dicke Bierbrauer Rossignol, sich in seiner ganzen riesigen Größe erhebend, dem Lieutenant entgegen. „Was Teufel bringt Ihr da für Beute, Coursol, ein schönes Weib, beim Teufel, ein schönes Weib, ein schönes Weib, beim Teufel!" schmunzelte er dann, die Wahnsinnige von allen Seiten betrachtend Der zerrissene Anzug der armen Frau gestattete ihm die schönsten Formen zu bewundern, und Rossignol war einer jener Menschen, die den Genuß als das Höchste ansahen im Leben.

„Bürgerobergeneral," rapportirte der Lieutenant, der hier im hellen Zimmer selbst über die

große Schönheit der Wahnsinnigen staunte, „ich fand auf halbem Wege zwischen hier und Argenton le Chateau die ganze Voltigeurcompagnie des Capitain Lagarne erschlagen, die Royalisten hatten acht derselben mit einem Officier an die Bäume aufgehenkt!“

„Beim Teufel, sie ist wunderschön, beim Teufel!“ sagte Rossignol, Frau von Clisson noch immer bewundernd, ohne auf den Rapport seines Officiers zu hören. Dieser sah endlich ein, daß er, um die Aufmerksamkeit seines Chefs zu gewinnen, von der Frau reden müsse. Er erzählte also, wie er sie gefunden, daß sie eine Clisson, ihr Kind aber wahrscheinlich von Republicanern gemordet worden sei, wie aus ihren verwirrten Reden hervorgehe. Der Obergeneral hatte ihm aufmerksam zugehört. „Gehen Sie, Coursol,“ sagte er jetzt, „holen Sie den Stabsarzt!“ Der Officier entfernte sich und die Wahnsinnige setzte sich auf den glatten Boden des Zimmers und begann ihren eintönigen Gesang. Rossignol zog sich so weit wie möglich von der Armen zurück, er schien sich zu fürchten und zuckte zusammen, wenn der irre

Blick derselben den seinigen streifte. Der Lieutenant erschien alsbald mit dem Arzt

„Befragen Sie das Frauenzimmer, es scheint wahnsinnig!“ sagte der Obergeneral; der Arzt untersuchte die Kranke, die indifferent alles mit sich machen ließ.

„Also Ihr habt Euer Kind verloren?“

„O, nur seinen Leib, seinen kleinen Leib such' ich, den haben die Republicaner in zwei gleiche Hälften getheilt, mein Kindlein klein ist in mir, seine Seele ist in mir, es will schlafen, ich muß mich wiegen, damit es nicht aufwacht! schreit!“

„Wo kommst Du her, arme Frau?“

Die Wahnsinnige schauderte, sie fuhr ein paar Mal mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte sie sich besinnen, dann schüttelte sie trübe den Kopf und antwortete leise: „mein Kindlein, klein, wo bist Du!“

Der Arzt sagte jetzt zu Rossignol, „diese Frau scheint mit dem Kinde auch den Verstand verloren zu haben, soll ich sie mit mir nehmen, vielleicht hilft es, wenn man ihr ein anderes Kind giebt!“

„Nehmt sie mit Euch, Bürger, und stattet mir Rapport ab über ihren Zustand!“ entgegnete

Rossignol mit einem Gesicht, dem man es ansah, daß er sich mehr darüber betrübte, daß dieses schöne Weib nicht seine Beute geworden, als daß ihn ihr Unglück gerührt hätte.

Während in Thouars auf diese Weise für die unglückliche Frau von Clisson gesorgt wurde, hatten die beiden Fremden aus Paris Argenton le Chateau erreicht und wurden in die Wohnung des Grafen Larochejacquelein geführt, der aber zu einer Berathung mit d'Elbée und Lescure nach Bressuire geritten war und erst am andern Vormittag zurück erwartet wurde. Indeß war der alte Graf von Maulevrier zugegen, der mit Marguerite und dem Baron Laffeu, der noch immer in Gefangenschaft war, den beiden Freunden Gesellschaft leistete. Baron Laffeu hatte erklärt, er werde in der Vendée bleiben und nie wieder den Degen gegen königliche Truppen ziehen. Der junge Leichtsinnige hatte geglaubt, dadurch das Herz der stolzen Marguerite zu gewinnen, aber diese, seit ihrer Rückkehr aus Saumür noch ernster als früher, und wir wissen warum, behandelte ihn seit diesem Entschluß mit der größten Geringschätzung, denn ein Herz wie das Margueritens konnte eine so schnelle Sinnesänderung nicht begreifen,

und hatte sie früher in Laffeu den Republikaner gehaßt, so verachtete sie jetzt den Abtrünnigen und war froh, seinen Zudringlichkeiten enthoben zu sein, da der Baron bald nach seiner Ankunft in Argenton le Chateau, wo ebenfalls eine Besitzung des Grafen Maulevrier war, eine Liebschaft mit einer dienenden Person angeknüpft hatte.

Die beiden Fremden berichteten über die neuesten Vorgänge in Paris, aber ihre Erzählungen trugen nicht dazu bei, die Gesellschaft zu erheitern, es waren fast lauter Todesbotschaften, die sie zu überbringen hatten. Namentlich war die Hinrichtung der Königin eine Nachricht, die den alten Grafen, wie seine Tochter, mit tiefem Schmerz erfüllte. Man schied zeitig von einander, ernst und schmerzlich bewegt; ebenso fand man sich am andern Morgen beim Frühstück wieder, das man eben einnehmen wollte, als der Graf Larochejacquelein in den Hof trabte und bald darauf die Gesellschaft begrüßte.

„Unsere Königin ist gemordet!" sprach der alte Graf Maulevrier. Ein düsterer Schatten zog über das blasse Gesicht des jungen Helden. Jetzt trat der ältere der beiden Fremden auf den Grafen zu und sagte:

„Ich freue mich, Sie wieder zu sehen, Herr Graf!"

„Ach bringen Sie uns die Todesbotschaft, Herr von Pastoret, dann ist sie sicher!"

„Sie ist sicher mein Graf, ich bin aber mit diesem Schreiben des Baron Breteuil direct an Sie gewiesen!" Mit diesen Worten zog der Marquis von Pastoret einen Brief aus der Brusttasche und überreichte ihn. Larochejacquelein faßte hastig nach dem Brief und riß das Siegel ab. Durch Baron Breteuil erhielt er seine Nachrichten von der Herzogin von Craon und seiner edlen Braut Aimée von Chevriers. Er las, seine Stirn faltete sich, er las und faßte plötzlich um sich, als suche er etwas, um sich fest halten zu können.

„Was ist Ihnen, theurer Graf!" schrie Marguerite und ergriff seine Hand. Larochejacquelein sah sie mit stierem Blick an, murmelte unverständliche Worte und entfernte sich, ohne etwas zu sagen, mit schwankendem Schritt. In der Thür begegnete ihm Stofflet.

„Obrist Stofflet!" schrie ihn Larochejacquelein mit einer Stimme an, als sei der kühne Partisan taub. „Lassen Sie aufbrechen, trommeln, trompeten,

wir marschiren auf Thouars, wir müssen noch heute schlagen!"

„Endlich!" schrie der wilde Jäger „gleich, gleich, mein General!"

Das kriegsfreudige Wesen des wilden Stofflet schien dem Grafen seine Energie wieder zu geben, er ging in das Zimmer zurück!"

„Um Gott, was ist Ihnen passirt?" fragte Graf Maulevrier, „bester Larochejacquelein?"

Was haben Sie für Nachrichten gebracht Herr von Pastoret?" wendete sich Marguerite an den Fremden. Larochejacquelein aber sagte mit einem unbeschreiblich nicht nachzumachenden Tone, bei dem man das Knirschen seiner Zähne vernahm:

„O nichts, nichts, von Belang, die Republicaner haben meine Braut erschossen!"

Eine tiefe Stille war in dem Zimmer, Larochejacquelein sah alle Anwesenden mit großem Auge an, als er aber sah, daß helle Thränen über Margueritens Wangen liefen, schien er zu fürchten, daß ihn die Rührung anstecken werde. Er eilte ohne Abschied hinaus: „Thouars soll ihre Leichenfackel werden!" schwor er und er war der Mann dazu, diesen Schwur zu halten. Er warf sich auf sein

Pferd und ritt durch die Reihen der Vendéer, die sich eben zum Marsch ordneten.

„Vendéer!“ schrie er sie an, „die Republikaner haben in Paris die Königin gemordet, auf zur Rache! und mir meine Aimée,“ setzte er leise hinzu.

Ein furchtbares Geschrei der Wuth erscholl aus den Reihen der Vendéer. Sie verlangten augenblicklich gegen den Feind geführt zu werden. Die Priester, die ihre Beichtkinder auch in den Kampf begleiteten, riefen die Rache des Himmels herab auf die Republik und der trotzige Stofflet weinte Thränen der Wuth und der Verzweiflung, daß er so weit von Paris die Königin nicht an ihren eigentlichen unmittelbaren Mördern rächen konnte. Die Kolonne setzte sich in Marsch. Larochejacquelein ritt immer noch an der Flanke auf und ab und hetzte die ohnehin fanatisirten Bauern vorwärts. Jetzt erreichte ihn der besorgte Graf Maulevrier, er kam an seine Seite und sagte leise:

„Aber, bester Graf, wollen Sie denn mit viertausend Mann Thouars angreifen?“

„Diese viertausend Mann sind heute vierzigtausend!“ war Larochejacqueleins Antwort. „Wollen Sie,“ fragte er dann weiter, „wollen Sie heute mi

mir bei Thouars siegen, so reiten Sie mit, wenn Sie zurückbleiben, versäumen Sie einen Sieg!"

Graf Maulevrier war ein zu alter Soldat, um nicht zu wissen, daß eine solche Ueberzeugung im Herzen des Anführers, wenn er sie seinen Leuten mitzutheilen verstand, allerdings Wunder zu wirken im Stande sei. Er ritt schweigend an Larochejacqueleins Seite, der nur zuweilen aus seinem Nachdenken auffuhr und dann den nächsten Rotten zurief: „Für die Königin Rache, Rache!" welchen Ruf die Soldaten wiederholten, bis er über die ganze Kolonne flog.

Hatten die Republicaner vielleicht ebenfalls die Absicht gehabt anzugreifen, oder hatten sie nur eine Demonstration machen wollen? Als Stofflet aus dem Walde von Argenton debouchirte, stieß er auf Rossignols Vorhut, aus den Dragonern und Voltigeurs unter Phelippeaux bestehend, und gerieth sogleich mit ihnen ins Handgemenge. Larochejacqueleins Avantgarde warf sich in den Wald, dehnte sich, von den Bäumen geschützt, am ganzen Saume desselben aus und zog durch ihr heftiges Feuer bald das ganze Corps herbei. Phelippeaux ließ eben die Dragoner absitzen, um die Royalisten, die

er für unbedeutend hielt, aus dem Walde zu vertreiben, als Larochejacquelein mit seiner ganzen Macht aus dem Walde hervorbrach und durch das Gewicht seiner Masse die republikanische Vorhut über den Haufen warf. Da in demselben Augenblick auch Stofflet rechts und links vorging, so stürzten sich die Republikaner in wilde Flucht, um nicht von den Royalisten überflügelt und abgeschnitten zu werden. Unter dem furchtbaren Geschrei: „Für die Königin! für die Königin!“ folgten ihnen die Vendéer auf dem Fuße und erreichten mit den flüchtigen Republikanern zu gleicher Zeit das Wasser, was dicht bei Thouars vorbeifließt. Die Fliehenden drängten sich nach der Brücke, die Vendéer aber sprangen rechts und links von der Brücke in das Flüßchen und griffen Rossignol, der eben aus dem Städtchen debouchirte, mit einer solchen Wuth an, daß die Republikaner in die größte Verwirrung geriethen. Larochejacquelein riß einem fallenden Fahnenträger die weiße Fahne mit den Lilien aus der Hand und wie ein Wahnsinniger sich ins dichteste Getümmel stürzend, gelang es ihm, sich mit etwa sechshundert Mann zwischen die Republikaner, die bereits debouchirt waren, und die, die noch in der

Stadt standen, einzukeilen und so den Feind zu trennen. Ohne daran zu denken, daß er nur sechshundert hinter sich hatte, bahnte er sich einen blutigen Weg bis zum Stadtthor und überließ es den Seinigen, die abgeschnittenen Feinde draußen zu zersprengen. Jetzt war er am Stadtthor, er drang allein unter einem Haufen Flüchtiger ein und achtete nicht der Kugeln, die, seine weiße Fahne zum Ziel nehmend, ihn dicht umflogen.

Draußen, wo die Royalisten die stärkeren waren, entschied sich der Sieg bald für sie, die überfallenen, in Unordnung gerathenen Republikaner vermochten nicht lange Widerstand zu leisten.

Im Thor selbst aber war man mit blanker Klinge an einander, Rossignol konnte sein Geschütz nicht brauchen, es stand fertig zum Abmarsch eingekeilt zwischen Flüchtlingen in der engen Straße, die zum Thor führte. Stofflet, Larochejacquelein und Maulevrier fochten Mann an Mann im ersten Gliede und drangen schrittweise vor, alle drei waren bereits verwundet, aber ihr Rache schnaubendes: „Für die Königin! für die Königin!" hallte wo möglich noch lauter als beim Beginn des Kampfes. Plötzlich drückte Larochejacquelein dem alten Grafen

die Fahne in die Hand und schrie ihm zu: „Pflanzt die Fahne auf den Thorthurm!“ der Graf begriff ihn und während sich Stofflet und Larochejacquelein vorwärts stürzten, drängte er sich zurück und rief einigen Vendéern zu: „Kommt, die Fahne auf den Thurm! sie eilten hastig nach der Thurmtreppe. Wenige Minuten später erscholl ein jubelndes Siegsgeschrei der Royalisten. Graf Maulevrier riß die Tricolore von der Zinne des Thorthurms und warf sie in Stücken gebrochen hinunter, das königliche Banner flatterte lustig auf den Thürmen von Thouars.

Immer dichter drängten sich die Vendéer durch das Thor und breiteten sich bereits in den Nebengassen aus. Rossignol, der mit Erstaunen die weiße Fahne auf dem Thurm sah, suchte noch immer seine Leute auf dem Markt zu halten und zu sammeln, bald aber wußte er sich nicht mehr zu helfen. Als nun gar ein Dragoner herbeisprengte und schrie:

„Alles ist verloren, rettet Euch, der Feind hat die Stadt umgangen und greift uns im Rücken an!“ Da wurde das „sauve qui peut!“ zur Loosung der Republikaner; alle Bande des Ge-

horsams rissen und, in wilde Flucht aufgelöst stürzte sich das Heer Rossignols zum andern Thor hinaus, um auf der großen Straße Loudun zu erreichen, wo die republikanischen Reservedivisionen standen. Rossignol gab nun auch Alles verloren, er sprengte fluchend mit seinem Stabe davon und überließ den Royalisten die Stadt. Es war hohe Zeit, denn wirklich hatten einige hundert Vendéer die Stadt bereits umgangen und griffen die Flüchtlinge in der Flanke an, um sie vollständig auseinander zu sprengen. Die Royalisten, die durch die Stadt kamen, rückten nach. Larochejacquelein an der Spitze, der den Seinen, als er den Feind durch die Stadt verfolgte, nun zurief:

„Zündet an, zündet an für die Königin!“

Entsetzen ergriff die sehr republikanisch gesinnten Bürger von Thouars.

Als die Vendéer den Ort passirt hatten, stand er in hellen Flammen. Graf Larochejacquelein, aus zwei Wunden blutend, bestieg vor dem Thor ein Pferd, viele Vendéer hatten sich beritten gemacht. Stofflet mit seinen Jägern verfolgte zu Fuß. Ein furchtbares Blutbad richteten die entflammten Royalisten unter dem geschlagenen Feinde an, sie hefteten

sich wie Schweißhunde an seine Fersen und schienen ihre Beute nicht fahren lassen zu wollen. Jetzt war Larochejacquelein dicht an Rossignols Generalstab, rechts und links riß er die Bürgerofficiere von den Pferden, daß die Federbüsche in den Koth fielen und hätte bald den Obergeneral selbst erreicht, wenn nicht Lieutenant Coursol ihm in dem Augenblick das Pferd niedergeschossen hätte. „Rettet Euch, Bürgergeneral,“ schrie er, „der kaltblütige Tiger ist dicht an Euch!“

„Zum Teufel, ist er da, zum Teufel!“ antwortete der ehemalige Bierbrauer und stieß seinem großen Pferde die Sporen in die Weichen.

Er war gerettet, aber die Verfolgung schien noch nicht aufgegeben, denn noch immer hörte man rufen „pour la royne, pour la royne!“ *)

„Will denn dieser tigre à sang froid uns allesammt fressen?“ polterte Rossignol, als er sich etwas in Sicherheit sah und endlich nach einem scharfen Ritt die Thürme von Loudun erblickte. Die Kunde seiner Niederlage war eben dort angekommen und ein Reiterregiment, dem mehrere Ba-

---

*) Royne - reine, so lautet es im Patois der Vendéer.

taillone folgten, trabte heran, um die Reste der Republikaner aufzunehmen. Rossignol sammelte seine Soldaten. Die Verfolgung war abgebrochen, aber nicht dreitausend Mann Combattanten konnte er mehr zusammen bringen. Zwanzig Geschütze, siebzehn Fahnen und Standarten und achttausend Mann hatte er todt, verwundet, oder gefangen bei Thouars gelassen. Erschrocken und entmuthigt zog er sich am folgenden Tage auf Saumur zurück, weil er nicht ohne Grund fürchtete, daß ihn die Royalisten von der Loire abschneiden und ihn mit seiner Reserve in Loudun vernichten würden. In Saumur erwartete er niedergeschlagen die Commissaire des Convents, die ihn seiner Stelle als Obergeneral entsetzten. Durch die ganze Vendée aber flog die Kunde von dem Ueberfall bei Thouars, der Name Larochejacquelein war in jedem Munde. Er hatte mit viertausend Mann fünfzehntausend in einer starken Position überfallen, das ganze Heer niedergehauen und zersprengt, es war außerordentlich in That und Wahrheit. Alle Royalisten jubelten, der Sieger allein blieb kalt und ernst. Als man ihn fragte, was mit etwa tausend Mann werden soll, die man gefangen genommen, antwortete er eisig:

„Haut sie nieder! Ich will," sagte er zu sich selbst, „diese Republik ausrotten mit Stumpf und Stiel, oder mich begraben unter den Trümmern der Vendée!"

Nachdem der alte Graf Maulevrier die Lilienfahne auf dem Thorthurm aufgesteckt hatte, wollte er sich, von einigen seiner unmittelbaren Vasallen begleitet, den Verfolgern anschließen. Ein auffallendes Ereigniß hielt ihn davon ab, er fand nämlich Herr von Clisson, einen seiner persönlichen Freunde, verwundet auf der Schwelle eines Hauses liegend und auf ihm lag weinend ein Weib, das mit seinen kleinen Händen die gewaltige Hiebwunde zudeckte, die über die Stirn des royalistischen Chefs lief. „Warum blutest Du so, lieber Clisson?" rief sie immerfort unter Thränen, „ich kann das Blut nicht mehr halten!" und wirklich lief der heiße Strom immer fort über die weißen Händchen der jungen Frau. Graf Maulevrier, als alter Soldat geübt darin, legte, so gut es die Umstände erlauben wollten, einen Verband um die Wunde und fragte die junge Frau sanft:

„Kennen Sie Herrn von Clisson?"

Diese sah ihn groß an, dann erwiederte sie:

„Ich war ja die Baronin von Clisson, aber das ist lange her, lange!"

Der alte Edelmann stutzte, als aber die arme Wahnsinnige ihren Gesang begann und die Geschichte erzählte, wie man ihr Kind von einander gehauen, erkannte er, daß er hier wirklich die unglückliche Gemahlin seines Freundes vor sich habe. Er ließ den ohnmächtigen Clisson auf eine Tragbahre heben und befahl, ihn nach Argenton le Chateau zu tragen. Die Wahnsinnige folgte an seiner Hand der Bahre immer leise singend: „mein, Kindlein, klein, wo bist Du?" Von Zeit zu Zeit trat sie dann an die Bahre und rief ängstlich: „Nicht wahr, Clisson, Du blutest nicht mehr?" Da sie nun wegen des Verbandes das Blut nicht mehr sah, so lachte sie fröhlich, „er wird ausschlafen und mir mein Kind suchen helfen, dann wiegen wir es zusammen." Den alten Grafen rührte dieses Wesen ungemein und selbst die trotzigen Blousenmänner, noch erglüht vom Kampf, fühlten über die vom Pulverdampf geschwärzten Gesichter eine Thräne rollen.

Vor Argenton le Chateau kam Marguerite der Bahre entgegen, Unruhe hatte sie hinausgetrie-

ben und Baron Lassen hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zu begleiten.

„Es ist nicht der Herr Graf Larochejacquelein, den Ihr tragt?“ fragte sie mit einem Ausdruck, als wollte sie durchaus eine verneinende Antwort.

„Herr von Clisson!“ entgegneten die Träger, „Graf Larochejacquelein jagt die Blauen nach Loudun, wir haben Thouars!“

Während der alte Graf nun die Wahnsinnige der Obhut seiner Tochter übergab, fragte ihn Baron Lassen:

„Ists nur möglich, Herr Graf, haben Sie wirklich mit 4000 Mann Rossignol in Thouars angegriffen?“

„Wir haben ihn angegriffen, mein Herr, die Stadt genommen und ihn geschlagen!“ gab Maulevrier zur Antwort und ließ den Verduzten stehen, um nach seinem verwundeten Freunde zu sehen.

V.

Der letzte Winter.

Noch steht das Land mit seinen Hügeln,
Mit seinen unwegsamen Schluchten,
Wie eine Mutter schützend vor den Söhnen,
Noch hört man laut des Königs Feldruf tönen,
Noch stehen wackre Ritter in den Bügeln
Und bieten kühn die Stirne den Verfluchten,
Die Thron und Kirche stürzen und verheeren!

(Die Vendée.)

Der Winter war gekommen und wenn die Republikaner auch jetzt nicht im Stande waren, eine Operation zu beginnen, weil die Natur der Vendée, ihre klimatischen und örtlichen Eigenschaften, ihnen unbesiegbare Hindernisse entgegenstellte, so rüsteten sie sich doch furchtbarer als je zum nächsten Feldzug. Canclaux und Rossignol wurden abgerufen

und in der Person des geschickten und rücksichtslosen Lechelle wieder ein einziger Generalissimus für die republikanischen Streitkräfte in der Vendée ernannt. Lechelle hatte Befehl, den großen Krieg in der Vendée einzuführen, da der Convent endlich begriffen hatte, daß die Royalisten auf diesem Terrain im kleinen Krieg stets im Vortheil sein würden und zu diesem Zweck wurden Lechelle die 17,000 Mann alter Truppen zugesendet, die zu Folge der Mainzer Capitulation am Rhein nicht mehr kämpfen durften. Den royalistischen Häuptlingen ward es nun klar, daß der Tag gekommen sei, an dem sie ihre Ueberzeugungstreue mit einem entschiedenen Siege, oder mit dem Tode besiegeln mußten. Es war die Zeit gekommen, wo sich die siegreiche Vendée entweder ganz los riß von Frankreich, oder wo sie verschwinden, ihr Name selbst untergehen mußte unter dem Siegesjubel der Republikaner in dem Blute ihrer besten Söhne. Das Gewicht dieser Zeit lastete drückend auf den muthigen Seelen, die noch fest hielten an der Hoffnung, wie Bonchamps, d'Elbée, Lescure, Charette; andere wieder, die keine Hoffnung mehr hatten, wie Talmont, Maulevrier und Larochejacquelein, erwarteten den Untergang mit der

finstern Standhaftigkeit, die ächten Männern eigen ist, die sich gelobt haben, den Untergang der Sache, der sie sich geweiht haben, nicht zu überleben.

Im December 1793 waren alle Feindseligkeiten, des entsetzlichen Wetters wegen, abgebrochen, selbst der unermüdliche Larochejacquelein feierte und nur Obrist Stofflet mit seinen Jägern unternahm häufige Streifzüge in das Land, was weder von den königlichen, noch von den republikanischen Truppen besetzt war. Diese Streifzüge galten indeß mehr den zuchtlosen Banden, die keiner Partei angehörig, beide verriethen und als Räuber Schutz und Beute in einem Lande fanden, in dem durch den dauernden Krieg jedes Gesetz und jede Ordnung verschwunden war. Zu gleichem Zwecke sandte auch Lechelle häufig fliegende Corps aus, und wenn sich dann die, in gleicher Absicht ausgesandten, Truppen trafen, so wurden wohl einige Schüsse gewechselt, was indeß zu einem Resultate nicht führen konnte. Die royalistischen Führer d'Elbée namentlich und Charette beschickten in dieser Zeit England mit dringenden Bitten um Unterstützung, aber eine engherzige Politik versäumte es, diese hinreichend zu gewähren und man ließ der Republik

Zeit, die Vendée zu vernichten und so konnte sie dann später ihre Streitkräfte am Rhein und in Belgien concentriren. Es ist unbegreiflich, daß die verbündeten Kabinette damals nicht einsahen, welch ein Vortheil es für ihre Operationen war, wenn sie die Vendéer unterstützten und sich so einen mächtigen Bundesgenossen zunächst dem Herzen der Republik erhielten, der den Convent fortwährend hinderte, seine ganze Kraft im Osten zu gebrauchen.

In einem kleinen Weiler, unweit Vehiers, einige Meilen vorwärts von der Stellung der Royalisten gelegen, hatte im Herbst ein Kampf zwischen beiden Parteien Statt gefunden, bei welchem der ganze kleine Ort in Flammen aufgegangen war. Die Einwohner, theils erschlagen, theils zersprengt, konnten es nicht wagen, in dieser Zeit ihre Hütten wieder herzustellen und hatten sich hinter den Sevre zurückgezogen. Der kleine Ort war vollständig verlassen, dennoch bemerkte man, trotz der fallenden Schneeflocken, in dem Dämmerlicht der Decembernachmittagsstunden einen dünnen Rauch, der sich über dem schwarz gebrannten Gemäuer einer zerstörten Hütte kräuselte. Die vier Männer, die zu Pferde langsam die ehemalige Dorfstraße herauf

kamen, schienen ihn mit großer Freude zu bemerken, denn trotz der Hindernisse, die sie auf dem Wege finden, richten sie ihren Marsch dorthin. Es können Republicaner sein, die Reiter, denn die Nationalcocarde steckt auf ihren Hüten, die zum Theil von Schneeflocken bedeckt sind, aber die ehrerbietige Entfernung, in der sich drei derselben von einem voranreitenden Aeltern halten, läßt auf ein Verhältniß schließen, das die Republik vernichtet hat, auf das Verhältniß von Dienern zu einem Herrn.

„Sind hier keine Menschen?" fragte der Voranreitende, den wir für den Herrn halten, indem er sich nach seinen Begleitern umdrehte, während sein Roß ermüdet stehen bleibt und sich zu besinnen scheint, ob es über den großen Balken wegschreiten soll, der ihm im Wege liegt.

„Es werden wohl keine Menschen hier sein!" antwortete einer der Reiter, „denn sonst wären sie aufmerksam geworden bei dem Geräusch unserer Pferde!"

„Aber der Rauch?" wandte der Erste ein, steig einmal ab, Promesse, und sieh, wie's in der Hütte aussieht!"

Der Angeredete gehorchte augenblicklich und kletterte mühsam, von seinen Sporen und dem langen Reitermantel gehindert, über die Trümmer, die auf dem Wege zur unverschlossenen Hüttenthür lagen. Während Promesse in der Hütte verschwand, sagte der erste Reiter überlegend: „Wir können heute nicht weiter, die Pferde sind todtmüde und mein alter Körper verlangt gebieterisch nach Ruhe." Seine beiden Begleiter schwiegen still, gaben aber durch Nicken zu erkennen, daß sie vollständig die Meinung des Redenden theilten. Bald kam Promesse zurück und ihm folgte ein riesengroßer Kerl, der trotz des Winters nur mit einem zerrissenen Hemd und einem Kleidungsstück versehen war, das den Namen von Beinkleidern nicht mehr verdiente. Dieser Kerl blieb in der Hüttenthür stehen und rief mit lauter Stimme:

„Tretet ein, wenn Ihr Euch an Rougepomme's Feuer wärmen wollt, auch die Pferde könnt Ihr hereinziehen!"

Die beiden Begleiter des alten Herrn stiegen eilig von den Pferden, man sah es ihnen an, wie lieblich ihnen die Aussicht auf ein wärmendes Feuer erschien.

Der alte Herr verließ seinen Sitz noch nicht, sondern fragte vorsichtig:

„Seid Ihr für die Republik, oder für den König, mein Freund!"

„Ich bin Euer Freund nicht," schrie der wilde Kerl, „und nach dem andern habt Ihr nicht zu fragen, wollt Ihr Euch wärmen, so kommt, wollt Ihr nicht, so reitet in's Teufels Namen weiter, wohin Ihr wollt!"

Jetzt stieg auch der alte Herr vom Pferd und alle vier folgten, ihre Rosse hinter sich fortziehend, dem Vorausschreitenden in die Hütte. „Hier bindet die Pferde an," sagte der Hüttenbewohner auf eine Stange im ersten Raum, den man betrat, deutend, die sicherlich schon öfters zu dergleichen Gebrauch benutzt worden war, denn zertretene Strohbündel lagen darunter. In dem zweiten Raum, den man erreichte, brannte ein helles Heerdfeuer und da dieser Ort noch die ganze Bedachung hatte, so machte er einen wohlthuenden Eindruck auf die Reisenden, die sich beeilten, ihre von Nässe starren Mäntel abzulegen und sich dem Feuer zu nähern, wobei die Dreie aber immer dem Aeltern ehrerbietig den besten Platz ließen. Ihr Wirth legte sich ruhig auf eine

Schütte Stroh in einem dunkeln Winkel und schien, seinen Gästen das Feuer überlassend, nicht die geringste Notiz von ihnen zu nehmen. So mochte eine starke Viertelstunde vergangen sein, als sich der riesige Mensch, dessen Gesicht durch einen starken Bartwuchs so verdeckt war, daß man außer dem funkelnden Auge und der Nase keinen Zug erkennen konnte, aufrichtete und einen Arm voll Holz in die Flammen warf, worauf diese heller als vorher aufprasselten und ihm gestatteten, seine vier Gäste vollständig zu betrachten. „Was schleppt Ihr Euch mit der verfluchten Cocarde?" brummte er den alten Herrn an, „Ihr seid keine Republikaner und Ihr, alter Herr von Breteuil, seid zu klug, um zu glauben, daß Ihr einen andern, als einen Narren damit täuschen könntet."

„Woher kennt Ihr mich, Mensch?" fragte erstaunt Baron Breteuil, denn er war es wirklich.

„Weil ich Euch oft genug gesehen habe, erstlich als Minister, wenn ich als Hundertschweizer*)

*) Garde der Hundertschweizer, bestand bis zur Revolution, wurde 1815 wieder hergestellt und 1830 aufs Neue aufgehoben, es waren indeß nicht blos hun=

beim König Wache stand, dann als Verschwörer, wenn ich Euch als Kerkermeister zu den royalistischen Gefangenen ließ. Ich habe Euch drei, viermal erkannt, aber Euch nicht verrathen, denn ich war stets für den König. Der König hat mir nie etwas gethan, sondern mich besoldet, die Republik aber hat mein Weib ermordet und darum hasse ich sie!"

Jetzt kommt mir eine Erinnerung, heißt Ihr nicht Marneuil?"

„Ich glaube, so hieß ich damals, als ich noch ein geliebtes Weib hatte; die Maitresse des schändlichen Marat hat sie dem Bluthund Danton verrathen und da sich mein Weib zu gut hielt zur Maitresse dieses Böfewichts, so hat man sie, des Hasses gegen die Republik verdächtig, guillotinirt."

„Aber was macht Ihr hier?" fragte Baron Breteuil. Der Mann der armen Marie, der Freundin von Adele Sauvan, richtete sich hoch auf und schrie wüthend:

---

dert Mann, sondern bildeten ein vollzähliges Bataillon und hatten den Dienst im Innern des Schlosses.

„Ihr fragt noch, was ich mache, ich räche mich an der Republik!“

„Aber Ihr einzeln? dient Ihr bei den königlichen Truppen?“

„Wie man's nehmen will, ich bin Spion der Republicaner und verrathe die Royalisten an den General Lechelle, das heißt, wenn sie ausziehen führe ich sie dem wilden Stofflet in die Klauen, so habe ich schon manches hundert Republicaner zum Todtenopfer für meine Frau schlachten lassen und was das beste ist, die verdammte Republik muß mich dafür noch bezahlen!“

Es lag ein so wilder Zorn, eine so gräßliche Energie in dem Wesen des Spion Rougepomme, wie er sich jetzt nannte, daß der Baron Breteuil, dessen Furchtlosigkeit wir in der ersten Abtheilung dieser Erzählung oft zu prüfen Gelegenheit hatten, unwillkührlich bebte. In dem Spion Rougepomme, der mitleidslos Hunderte von Menschen auf die Schlachtbank führte, war der edle Marneuil nicht zu erkennen, der sich der Thränen nicht schämte, als er Vergniaud's Uhr der schönen Adele Sauvan überbrachte.

Ja, nehmt nur dem Menschen sein Liebstes, tretet nur seine Gefühle mit Füßen, die Gefühle, die ihn

eigentlich zum Menschen machen, und ihr werdet ihn zum wilden Thier wieder herabsinken sehen. Thierische und göttliche Eigenschaften, zerschmolzen zu einem Ganzen, machen den Menschen zum Menschen, reißt die göttlichen aus seiner Brust, so bleiben nur die thierischen und das Ebenbild Gottes wird zur wilden Bestie.

Baron Breteuil, der jetzt einsah, daß er sich der Feindschaft Rougepomme's gegen die Republik rücksichtslos anvertrauen könne, sagte freundlich:

„Ihr erwerbt Euch große Verdienste um den König!"

„Ich will Rache, aber keine Verdienste um den König, da er mir mein süßes Weib, meine holde, schöne Marie doch nicht wiedergeben kann!"

„Gut, gut," beschwichtigte Breteuil, „seht hier, diese meine Hand haben mir die Republicaner abgeschossen, alle meine Verwandten sind auf der Guillotine gefallen, meine Söhne alle, meine zarten Töchter, glaubt Ihr, Marneuil, daß ich nicht auch Ursache habe, mich an der Republik zu rächen?"

„Wie solltet Ihr nicht?" entgegnete der Spion, „obgleich alle Eure Töchter nicht so schön waren, wie meine Marie, die auch bereits ein Kind unter ihrem Herzen trug, hört Ihr's," schrie er nun

wieder wild, „hört Ihr's, sie trug ein Kind unter ihrem Herzen und dennoch ließ man sie die Guillotine besteigen!“

Der Baron ließ den Ausbruch des schmerzlichsten Zornes vorübergehen, dann redete er weiter:

„Eure Rache ist gerecht, Marneuil!“

„Gerecht, nein, sie ist meine Pflicht, mein Leben!“

„Gut, aber auch ich will mich rächen, helft mir dazu, führt mich sicher in das Hauptquartier des Grafen Larochejacquelein!“

„Das ist mein Mann, der große Graf, der versteht sich auf die Rache, der und der Stofflet!“ jubelte der Spion, „man sagt, die Republik habe die Braut des Grafen erschlagen und darum sei er so wild; es muß so sein, ich verstehe das, denn der große Graf, der Stofflet und Rougepomme, die drei geben keinem Republicaner Pardon!“

„Ist's noch weit hin zum Grafen?“ fragte Baron Breteuil freudig.

„Etwa vier Meilen, Ihr seid hier sicher, morgen führe ich Euch hinüber, antwortete der Spion, denn er schien ruhiger zu werden, er brachte einige Eßvorräthe herbei und schien sich des Appe-

tites zu freuen, den namentlich Baron Breteuils Diener auf den Tag legten. Der alte Edelmann winkte einem seiner Begleiter, dieser ging hinaus und kehrte mit einer Flasche alten Weines zurück, die der Baron in seinem Mantelsak hatte. Gierig schlürfte der Spion das feurige Getränk und selten wurde wohl mit wilderm Grimm auf den Untergang der Republik getrunken, als an diesem Abend in der verbrannten Hütte bei Vehiers.

Am andern Morgen führte der Spion seine Gäste glücklich in's Hauptquartier des Grafen Larochejacquelein, entfernte sich aber selbst schleunig von da, nachdem er einige Worte mit dem Obristen Stofflet gewechselt hatte, die diesem fanatischen Parteigänger große Freude zu machen schienen.

Von Stofflets Vorposten, wo der Spion den Baron Breteuil verlassen, war es noch ein ziemlich bedeutender Weg bis nach Argenton le Chateau, wo Larochejacquelein im Quartier lag. Obgleich durch einen Officier Stofflets auf dem nächsten Wege dahin geführt, so gelang es den Reisenden doch erst am späten Nachmittag das Schloß zu erreichen. Das Wetter hatte die Wege grundlos gemacht.

Larochejacquelein saß eben in einer ganz dunkeln Ecke des Zimmers und ließ sich durch das vom Gesang begleitete Guitarrenspiel der Gräfin Marguerite in eine weiche Stimmung einwiegen, wie das in dieser Zeit der Ruhe fast täglich zu geschehen pflegte. Der Graf war seit dem Tage von Thouars in ein sehr inniges Verhältniß zu der liebenden Marguerite getreten. Er erkannte, daß ihn das stolze, feste Mädchen mit der heftigsten Leidenschaft liebe, es gab Stunden, wo er sich die schmerzlichsten Vorwürfe machte, weil er nicht im Stande war, ihre Liebe zu erwiedern. Doch fühlte er sich täglich mehr und mehr zu ihr hingezogen und begegnete ihr mit einer so weichen Herzlichkeit, daß Marguerite oft glauben konnte, der Graf fange an, sie zu lieben. Namentlich in den Dämmerungsstunden des spätern Winternachmittags, wenn sich der Graf mit einer Flasche Wein in seine Ecke zurückzog und sie zu singen bat, war er durch die Erinnerungen der Vergangenheit, durch Wein und Gesang so weich und hingebend, daß Marguerite von Tag zu Tag hoffte, die Eisrinde, die der Schmerz um die Braut auf das edle Herz des von ihr geliebten Mannes gelegt hatte, werde sich endlich

lösen und er in der Liebe zu ihr Trost und Ersatz für Aimée von Chevriers finden. Diese süße Hoffnung behielt sie, wenn auch der folgende Morgen immer das Gegentheil bewies, denn dann erwachte mit dem Tage der alte Zorn, der wilde Rachedurst in der Brust des Grafen. Kaltblütig ließ er dann Gefangene niederschießen, Dörfer anzünden und gab seine Einwilligung zu den blutigsten Gräueln, die Stofflet als Repressalien gegen die Republik vorschlug. Dieses Wesen hatte den ohnehin beliebten Grafen Larochejacquelein zum Abgott der rachenschnaubenden Vendéer gemacht, wenn auch seine Freunde den Kopf schüttelten über solch maaßlose Grausamkeit, die früher gar nicht in dem edeln Herzen des jungen Grafen war.

Marguerite namentlich täuschte sich ganz, denn das Herz Larochejacqueleins hatte keinen Gedanken für sie, es fühlte sich zu ihr hingezogen, damit sie es durch ihr Lied in jene wehmüthige Stimmung versetze, die ihm angenehm war, weil es dann, vom Geist des Weines erweicht, seinen Zorn, seinen Haß, der ihm nicht natürlich, sondern aufgezwungen und darum lastend war, vergessen konnte. Uebrigens hätte auch Larochejacquelein den Schmerz

um seine Braut verwinden können, Marguerite hätte deswegen keinen Vortheil gehabt, denn der Graf würde ihr nie in Liebe näher getreten sein, weil er überzeugt war, daß die Republik siegen würde, weil er entschlossen war, sich unter den Trümmern der Vendée zu begraben und den Untergang der Royalisten nicht zu überleben. Darum lag er auch täglich dem Grafen Maulevrier an, die Vendée zur See, so lange es möglich war, zu verlassen und sich nach England, oder nach dem Rhein zu begeben. Aber der alte Graf, der seine Ueberzeugung theilte, wollte gleich ihm auf dem vaterländischen Boden fallen und Marguerite erklärte, sie werde bei ihrem Großvater bleiben in Leben und Tod. Auch Frau von Lescure wollte ihren Gemahl nicht verlassen, und dieser, der noch viel Hoffnung hatte, drang auch nicht ernstlich in die von ihm angebetete Frau, obgleich Larochejacquelein sie im Interesse seines Bruders zu retten wünschte. „Mein Leben gehört meinem Gemahl!“ hatte sie geantwortet, „wenn auch mein Herz, so lange es schlägt, schlagen wird in heißester Liebe für Ihren Bruder, für meinen Louis, nichts wird mich von meinem Gemahl trennen!“ Larochejacquelein dachte

selbst zu groß, um nach dieser Antwort länger in seine schöne Muhme zu dringen. „Es wird ein schöner Tod sein," rief er schmerzlich bewegt, „wenn wir alle zusammen sterben, aber viele Augen werden um uns weinen, manches edle Herz um uns trauern und die Geschichte wird unsere Namen nicht vergessen!" So dachte und sprach Larochejacquelein am Tage, wenn aber die spätern Abendstunden kamen, dann vergaß er die gange Gegenwart und Zukunft und träumte von der Vergangenheit, und mit dem Liede Margueritens zog das Bild der edeln Aimée von Chevriers in sein Herz und der Mann, der das blutige Schrecken der Republik war, weinte, weich wie ein Kind, Thränen der Rührung bei Margueritens Balladen. Das waren dann die schönsten Stunden der jungen Gräfin, Stunden, wo sie der süßesten Hoffnung voll war. So war es auch an dem späten Nachmittage, an dem der alte Baron von Breteuil in Argenton le Chateau ankam. Ein Diener öffnete die Thür und rief: „Der Herr Baron von Breteuil aus Paris!" Margueritens Gesang schwieg, aber der Graf, eingelullt in Erinnerungen, bemerkte es nicht und blieb schweigend sitzen. Es war fast

ganz dunkel im Zimmer. Marguerite schellte nach Licht, und den Baron leicht grüßend, ging sie auf Larochejacquelein zu und seine Schulter leise berührend, sagte sie: „Mein theurer Graf, hier ist Ihr alter Freund, der Baron von Breteuil aus Paris!" Der Diener kam eben mit Licht und laut weinend lag der wilde Krieger am Halse des Edelmanns, der sich vergeblich bemühte, seiner Rührung Herr zu werden.

Sie hatten sich zum letzten Male gesehen in der Gesellschaft der Herzogin von Craon, der schönen Aimée, es waren jetzt lauter Todte, sie beide allein waren übrig geblieben. Baron Breteuil hatte seinen jungen Freund ganz anders zu finden geglaubt; was man ihm über den grausamen Krieger nach Paris geschrieben, was er selbst auf seiner Reise noch gestern in Marneuils Hütte über ihn vernommen, das alles paßte so wenig auf den weichen, gerührten Jüngling, der jetzt weinend an seinem Halse hing, daß er sich einer großen Verlegenheit nicht erwehren konnte. Endlich ermannte sich der Graf. „So seid Ihr doch gekommen, um mit uns zu sterben, alter Freund?" fragte er, indem er dem Baron die Hand wiederholt drückte.

„Ich wollte mit Euch siegen, theurer Graf!" antwortete der alte Edelmann.

„Ihr kommt nur zum Tode, doch laßt das jetzt, wir wollen uns des Wiedersehens freuen, des Lebens, so lange noch Leben in uns ist; hier, theurer Freund, die Gräfin Maulevrier und das, liebe Gräfin, ist mein alter Freund Breteuil, von dem ich Ihnen schon so Vieles sagte!"

„Graf Larochejacquelein," entgegnete Marguerite, „hat mir Viel von Ihnen erzählt, Herr Baron, aber Sie waren mir längst bekannt, der Ruhm Ihrer Thaten für das Königthum drang auch bis in die Boccage und fand ein Echo nicht blos in meinem Herzen, sondern in dem aller Royalisten!"

„Madame, ich habe nie einen großen Werth auf meine Pflichterfüllung gelegt, denn weiter habe ich nichts gethan, aber heute möchte ich stolz darauf sein, denn ein schönerer Lohn konnte mir nicht werden, als von Ihnen gekannt zu sein."

Graf Maulevrier, der jetzt eintrat, brachte das Gespräch bald auf den Stand der königlichen Sache in Paris und in den Departements, es war kein erfreuliches Resultat, das sich ergab, aber alle Anwesenden, Marguerite nicht ausgenommen, be-

trachteten den letzten Kampf mit furchtlosem Blick. An den Sieg der königlichen Waffen in dieser Zeit glaubte von ihnen keiner, aber sie wollten ehrenvoll sterben, ihrer Ueberzeugung und ihrer Ehre treu. „Wir werden's vielleicht nicht sehen," rief der Baron, „aber das Königthum wird und muß siegen, diese Republik ist ein Unding, ich bin überzeugt, daß das Lilien-Banner, unter dem Frankreich ein halbes Jahrtausend groß und mächtig war, daß das wieder wehen wird über unserm armen Vaterlande!"

„Die Bourbons werden zurückkehren!" sprach Graf Maulevrier.

„Und dann," setzte Marguerite begeistert hinzu, „dann ist der Tag da, wo man den Namen Larochejacquelein mit Jubel nennen wird von den Pyrenäen bis zum Rhein, von der Rhonemündung bis zum Canal!"

„Und seine Freundin wird man nicht vergessen!" schloß der Baron mit einem bedeutenden Blick auf die begeisterte Jungfrau.

Der arme Marneuil, oder wie wir ihn jetzt nennen müssen, Rougepomme, der Spion, hatte nicht sobald Stofflets Vorposten verlassen, als dieser

mit einigen seiner Officiere Rücksprache nahm und dann bei schon einbrechender Nacht mit etwa dreihundert Mann seine Stellung verließ und sich nach Nordwesten wandte. Diese Bewegung war ohne Zweifel eine Folge des kurzen Gesprächs, das er mit dem Spion gehabt hatte. Dieser indeß eilte mit raschen Schritten auf einem andern Wege rückwärts. Der Schnee fiel in großen Flocken, der durch die Republikaner, durch ihre Wollust und Grausamkeit entmenschte Rougepomme schien es nicht zu bemerken, sondern verfolgte seinen Weg mit einer Schnelligkeit, die etwas instinctartiges hatte. Er schien wie ein drohendes Gespenst über die Hügel der Vendée zu fliegen und Furcht wäre gewiß das erste Gefühl eines Jeden gewesen, der in der Dämmerung dieser riesigen Gestalt begegnete, die über ihrem zerrissenen Hemde nur einen im Winde flatternden alten Mantel trug und mit einer mächtigen Holzkeule bewaffnet war, die sie mit wilden Geberden, abgebrochene Worte murmelnd, in die Luft schwang. Den Pfad, den der Spion, nachdem er vier Stunden vielleicht, ohne auszuruhen, mehr gelaufen als gegangen war, nun einschlug, war etwas betretener und schien, den tiefen Gleisen

und schmutzigen Hufspuren, die dem dünnen Schnee nach, zu einem bewohnten Ort zuführen. Es war so, denn kaum hatte Rougepomme seinen Marsch etwa eine Viertelstunde auf diesem Wege fortgesetzt, so erblickte er ein einzeln stehendes Haus, dessen Fenster hell erleuchtet waren, auch sah er zugleich die blanken Gewehrläufe eines Postens blitzen. Noch zwanzig Schritte und er wurde angerufen. „Bringt mich zu dem Kommandirenden!" verlangte Rougepomme kurz. Man führte ihn in das Haus, wo Lieutenant Coursol, den wir im Walde von Argenton, als er die wahnsinnige Frau Clisson fand, bereits kennen lernten, mit seinem Unterofficier beim Spiel saß. Der junge Officier musterte erstaunt die seltsame Gestalt Rougepomme's, der in seiner riesigen Größe mit seinem Haupte beinahe die Decke der niedrigen Stube erreichte. „Wer seid Ihr, was wollt Ihr hier, Bürger?" fragte er, während seine Leute noch immer verwunderte Blicke auf den wunderbaren Gast warfen. „Ich heiße," entgegnete der Spion, mit seiner dumpfen rauhen Stimme, die mehr von dem heisern Knurren eines wildgemachten Hundes, als von der Sprache der Menschen hatte, „ich heiße Rougepomme und will

zum Bürgerobergeneral Lechelle!" „So? dahin wollt Ihr!" antwortete der Lieutenant, „da müßt Ihr Euch aber bis morgen früh gedulden, bis ich abgelöst werde, denn ich kann Euch nicht dahin escortiren lassen!" „Wird nicht gehen, Bürgerofficier, ich habe Wichtiges im Hauptquartier!"

„So wartet die Runde ab, die um Mitternacht kommen wird!"

Rougepomme setzte sich in eine Ecke und stützte sich auf seine Keule, ohne ein Wort weiter zu erwiedern. Kein Zug im Gesichte des Spions verrieth, daß ihm bei seinen Absichten dieser Aufenthalt im höchsten Grade lästig war, ja daß ihn eine Seelenangst ergriff bei dem Gedanken, daß durch diese Zögerung einige hundert Republikaner gerettet werden könnten, die er bereits zu den Todtenopfern seiner gemordeten Gemahlin gerechnet hatte. Aber er kannte die Republikaner und wußte, daß selbst in dieser thatenlosen Zeit der Lieutenant nicht wagen durfte, seine Wache auch nur um einen Mann zu schwächen. Er wußte das im Voraus und hätte gern den Posten vermieden und wäre direct ins Hauptquartier gegangen, was sich etwas weiter rückwärts zu Doué befand. Aber es war nicht

möglich und er sah sich genöthigt, in der peinlichsten Angst die Ankunft der Runde zu erwarten. Die Republicaner, als sie die Ruhe und Ergebung des riesigen Menschen bemerkten, setzten sich nieder zu ihrem Spiel und vertieften sich in die einfachen Chancen desselben. Es war ein sehr geistreiches Spiel erst vor Kurzem bei den Republicanern bekannt geworden und Guillotinespiel genannt; unter den deutschen Bauern ist es uralt und wird mit deutscher Offenherzigkeit „Schafkopf" betitelt. Also die Republicaner spielten Schafkopf mit der Geduld des Thieres, von dem das Spiel seinen Namen hat und Rougepomme's Blut kochte vor Wuth, daß die Runde immer nicht erscheinen wollte. Eine Stunde verging so, als plötzlich Lieutenant Coursol schrie: „Was ist denn das, ich höre unsere Leute nicht mehr draußen herumgehen!" Die Schlafenden fuhren auf und die Spieler sahen sich verdutzt an, nur Rougepomme schien ruhig zu bleiben. „Kommt, Unterofficier," sagte der Lieutenant zu seinem Mitspieler, der vergebens durch das Fenster nach seinem Posten geschaut hatte. Die Beiden gingen hinaus, keine Spur von ihrem Doppelposten, keine Seele zu sehen in dem häßlichen

Schneewetter draußen. Kopfschüttelnd kehrten beide zurück, stellten einen neuen Doppelposten aus, aber dicht an die Thür und erschöpften sich in Vermuthungen über die verschwundenen Kameraden An einen noch so schnell und geschickt ausgeführten feindlichen Ueberfall war nicht zu denken, denn ein Ruf, ein Laut, ein leises Waffengeklirr hätte ihn verrathen. Man blieb endlich dabei stehen, die beiden Soldaten müßten in Uebereinstimmung mit einander zum Feinde übergegangen sein und der Unterofficier behauptete, er habe schon seit längerer Zeit sehr wenig republicanische Grundsätze bei den beiden Verschwundenen wahrgenommen und ein heimliches Einverständniß zwischen beiden bemerkt. Lieutenant Coursol schien andere Gedanken zu haben, aber ließ sie nicht laut werden, sondern erwartete mit ängstlicher Ungeduld die Runde. Endlich vernahm man die Tritte der Patrouille, sechs Mann in der Stube armirten sich und warteten auf den Anruf ihres Postens. Dieser erfolgte nicht, dafür stürzte aber der Capitain, der die Runde führte, in das Zimmer und schrie:

„Zum Teufel, Lieutenant Coursol, haben Sie den Kopf verloren, stellen Sie denn keine Posten

aus, in der Nacht auf diesen, den äußersten Punkt unserer Stellung?"

„Ich habe den Doppelposten ausgestellt, mein Capitain?"

„Aber, zum Henker, wo ist er denn, warum ist die Runde nicht angerufen? wo stecken denn Ihre Leute, ich sehe hier nur sechs Mann, oder gilt das Gespenst da in der Ecke für ihrer vier, groß genug ist es dazu?"

Lieutenant Coursol erzählte von dem Verschwinden des ersten Postens, der Capitain wollte nicht glauben und schüttelte den Kopf immer noch, als alle Anwesenden die Wahrheit der Erzählung des Officiers betheuerten.

„Und keinen Laut gehört? nichts Verdächtiges?" fragte er mißtrauisch.

„Nicht einen Laut, mein Capitain!"

Man ging hinaus stellte Untersuchungen an, sie führten zu keinem Resultat, denn der jetzt dichtfallende Schnee mußte alle Spuren von Fußtritten, falls deren dagewesen, gleich bedecken. Endlich fand man, etwas seitwärts vom Wege, aber nach Doué zu, den Hut eines republikanischen Soldaten, aber das blieb auch das einzige, was selbst die

genauesten Nachforschungen erlangen konnten. Der Capitain, der nun wohl einsah, daß der Lieutenant schuldlos sei, completirte den Posten wieder durch vier Leute seiner Patrouille und marschirte, Rougepomme nach dessen Begehr mit sich nehmend, nach dem Hauptquartier zurück. Auf der Hälfte des Weges dahin stutzten die Soldaten plötzlich, man fand die Leichname der vier verschwundenen Soldaten, sie waren beinahe noch warm, alle waren auf eine und dieselbe Weise getödtet, indem man ihnen die Kehle abgeschnitten hatte. Ueber Rougepomme's Gesicht zog beim Anblick der ermordeten Republikaner eine wilde Freude, während der Capitain und seine Leute Bestürzung und Wuth verriethen. Die armen Soldaten mußten nothwendig ermordet sein, während er sich auf dem Posten befand und nach ihnen suchte. Wie sie dort aufgehoben werden konnten, ohne daß es in der Stube bemerkt wurde, wie sie ohne alles Geräusch hierhergebracht werden konnten, das war und blieb ein Räthsel für die Republikaner. Rougepomme hatte längst erkannt, welches Wunder es war, er kannte die breite klaffende Halswunde so kunstmäßig mit der eingedrückten Spitze des Waidmessers beigebracht.

Man kam in Doué an; der Capitain hielt seine Mittheilung für wichtig genug, um den Obergeneral Lechelle sogleich wecken zu lassen, und auch Rougepomme begleitete ihn, seinem Verlangen gemäß. Der General ließ etwas auf sich warten und empfing den Capitain ziemlich unwillig. „Darum wecken Sie mich?“ schrie er ärgerlich, „zum Teufel, die verdammten Rebellen werden noch mehr Republicaner ermorden, ehe ich sie vollstäudig besiegt haben werde, wollen Sie mich wegen jedes Einzelnen wecken, Capitain?“ Der bestürzte Officier zog sich zurück und ließ den General und den Spion allein. „Was bringt Ihr, Rougepomme?“ fragte Lechelle.

„Bürgerobergeneral,“ erwiederte dieser, „Ihr habt keine Zeit zu verlieren, die Meldung, die Euch der Bürgerofficier machte, ist so unwichtig nicht, wie Ihr denkt; drüben der tolle Stofflet ist los, man will in dieser Nacht Eure sämmtlichen Vorposten aufheben!“

„Daß Dich der Teufel, der Stofflet, wie will er's machen?“ schrie Lechelle.

„Wie er's machen will, weiß ich nicht, aber daß er's kann, zeigt Euch der Rapport des Capitains,

ich wäre schon vor einer Stunde hier gewesen, wenn mich Eure Posten nicht arretirt und bis zur Ankunft der Runde aufgehalten hätten!“

Der Obergeneral lief brummend ein Paarmal im Zimmer auf und ab, dann sagte er:

„Dagegen läßt sich nun nichts thun, ich muß die Posten verstärken und allarmiren lassen!“

„Ja, Bürgerobergeneral,“ sagte Rougepomme, „und wenn Ihr ein starkes Detachement vom Bache aufwärts schickt nach Vehiers zu, so könnt Ihr die Rebellen abschneiden, vielleicht die Nachhut selbst gefangen nehmen!“

„Ha,“ rief Lechelle, „weißt Du den Weg?“

„Ich weiß ihn, bin aber todtmüd, ich kann nicht mehr, aber er ist leicht zu finden, immer am Bache hin!“

„Führe die Leute, ich bezahle Dir den Weg mit 300 Francs!“

„Zu wenig für Stofflet! —“

„Narr, den Preis für Stofflets Kopf bekommst Du extra, wenn Du ihn gefangen nimmst!“

„Ich werde mich hüten, der ist wie ein Igel schlecht anzufassen!“

„Führe die Leute, Du bekommst 400 Francs," steigerte nun der Obergeneral sein Gebot.

„Aber nicht in Assignaten, sondern in Gold!" forderte der Spion, weniger aus Goldgeiz, denn am Gold lag ihm wenig, sondern um den General dringender zu machen.

„Du erhältst Gold, hier ist," — rief Lechelle und drückte dem Spion zwei schwere Rollen in die Hand.

„Gut, Bürgergeneral, ich bin bereit!"

Zehn Minuten später waren die republikanischen Posten allarmirt und wirklich wurden sie an mehreren Orten angegriffen, doch ohne allen Nachdruck und Lechelle rieb sich die Hände, denn er glaubte sich nun von der Wahrheit der Aussagen Rougepomme's, denen er ohnehin nicht mißtraute, ganz überzeugt. Der Angriff auf die Vorposten war blos ein Scheinangriff, den Rougepomme mit Stofflet verabredet hatte. Der Spion aber führte hundert Fußsoldaten und dreißig Reiter an den Bach aufwärts nach Vehiers zu. Die Republikaner gedachten die Vendéer, die noch immer einzelne Schüsse auf die Vorposten abfeuerten, abzuschneiden und den gefürchteten Stofflet zu fangen, während Rougepomme's Herz

vor Freude jubelte, als er seine Todtfeinde so hastig der Falle zueilen sah, in die er sie führte. Tiefe Dunkelheit herrschte und man war so nahe an Vehiers, daß man es drei Uhr schlagen hörte auf dem Kirchthurm der kleinen Stadt, die ohne Besatzung war. „Hier müssen die Rebellen durch," sagte Rougepomme zu dem Obristen, der das Detachement commandirte, lauter als nöthig war. Der arglose Obrist wollte ihm eben seine Unvorsichtigkeit verweisen, als ein heller Pfiff durch die Stille tönte, dem ein rasches Feuer und der wilde Angriff der Royalisten folgte. Rougepomme schmetterte mit seiner Keule den Obristen nieder und als die dreißig Dragoner, die voran ritten, auf dieses heftige Feuer zurückjagten, lag bereits die Mehrzahl der Ihrigen am Boden und die Kugeln der Vendéer machten in einem Nu eine Menge von Satteln leer. „Schlagt todt, schlagt todt!" schrie Rougepomme schäumend vor Wuth und lief zwei Soldaten nach, die es versuchten sich durch die Flucht zu retten. Ein breiter Graben hielt die Flüchtlinge auf, sie wendeten sich gegen ihren Verfolger, und feuerten auf ihn, jedoch ohne ihn zu treffen; dieser war jetzt heran und zerschmetterte mit seiner Keule

die vorgestreckten Bajonette. Ein wüthender Kampf begann und während Rougepomme den einen seiner Gegner tödtete, faßte ihn der andere, um ihn niederzureißen. Selbst die riesige Stärke Rougepomme's vermochte es nicht, sich von dem Soldaten loszumachen, und im Ringen stürzten beide in den sumpfigen Graben, der über Mannestiefe mit Wasser gefüllt war; kein Wort wurde gewechselt, aber selbst im Wasser setzten die Ringenden ihren Kampf auf Leben und Tod fort. Der Soldat biß in Rougepomme's Arm, da faßte dieser nach der Kehle seines Gegners und diese fest zudrückend mit der eisernen Kraft seiner Hände, würgte er ihn und tauchte ihn so lange unter, bis die herabfallenden Arme seines Opfers ihm anzeigten, daß es todt sei.

Der Spion ließ jetzt den Leichnam fahren, er erreichte mit einiger Anstrengung das Ufer und seine Keule aufraffend, eilte er triefend vom Wasser nach dem Kampfplatz, wo so eben die letzten Republicaner ihr Leben aufgaben. Mit wilder Freude schritt er über die Leichen seiner Feinde und suchte Stofflet, der ruhig mit verschränktem Arm zusah, wie seine Leute auch die letzten der verhaßten Feinde des Königs niedermachten.

„Ist einer entkommen, Obrist Stofflet?“ rief der Spion dem Parteigänger zu.

„Niemand, Rougepomme! die zwei, die Du verfolgtest, sind wohl auch nicht weit gegangen?“

„Nein, Ihr müßt hier hundet und einunddreißig Leichen haben mit den beiden Officieren!“

„Das Exempel wird treffen,“ lachte der wilde Stofflet, „ich dank Euch für die gute Nachricht, Rougepomme, ich weiß schon, andern Dank wollt Ihr nicht!“

„Das ist Dank genug,“ entgegnete der Spion, auf die mit Leichen gefüllte Schlucht deutend.

„Wir verstehen uns, altes Gespenst, adieu!“ sagte jetzt Stofflet, ein schneidender Pfiff ertönte und Rougepomme stand allein unter den todten Republicanern in der Schlucht. Wie der Engel des Todes ging er nun langsam von Leiche zu Leiche und zählte sie aufmerksam durch, es fehlte auch kein Mann. „Lechelle kann sie suchen lassen!“ murmelte er eifrig, „meine schöne Marie, meine holde Marie, mit unserm Kinde unter dem Herzen, hier nimm wieder 131 verdammte Republicaner, ich habe sie Dir geopfert, Dir allein, ja Dir allein. Was geht mich der König an, wenn er

auch ein guter Herr war, für den die weißen fechten, der König war nicht meine Marie, aber Marie, Du bist mein König, mein geliebter König, o ich bin ein ächter Royalist!" dergleichen irres und tolles Zeug murmelte der Spion vor sich hin, er konnte sich nicht trennen von dem Anblick seiner erschlagenen Feinde, dieser Anblick war zu erquickend für seine Seele. Der wilde Wahnsinn ergriff ihn ganz, er zerschmetterte mit der Keule die Gesichter der todten Soldaten, wälzte sich unter ihnen herum und trat sie mit Füßen. Dann sprang er plötzlich wieder auf, rief nach seiner Marie, nach seinem kleinen, noch ungebornen Kinde und weinte, daß sie nicht kommen wollten.

Unterdessen hatte Lechelle, der das Feuern wohl vernommen hatte, von Minute zu Minute auf Nachricht gewartet, er glaubte fest, daß die Royalisten sammt Stofflet gefangen seien und erst, als lange nach dem Aufhören des Feuerns sich Niemand sehen ließ, schickte er eine Patrouille von Dragonern aus. Diese aber, des Weges unkundig, kamen nach Vehiers, wo man das Feuern zwar ebenfalls vernommen hatte, aber durchaus nichts von dem Gefecht wußte. Erst beim Morgengrauen

kamen die Republicaner auf den Kampfplatz und konnten nicht hindern, daß eine riesige Gestalt mit flatterndem Mantel, zwei der Ihrigen mit der Keule zu Boden schlagend, sich durch ihre Reihen stürzte und trotz vieler auf ihn gerichteten Schüsse entkam. Sie meldeten dem Obergeneral, was geschehen und dieser erkannte zähneknirschend, daß er, und wahrscheinlich nicht zum ersten Male, von Rougepomme betrogen sei.

VI.

Die beiden Gefangenen.

Das Herz muß schweigen, wo die Ehre spricht
Und sollt es drüber untergehen,
Denn wer erst einmal seine Eide bricht,
Der kann sich auf die Treue nicht verstehen.
(von Kotzau.)

Wir sahen im Laufe unserer Erzählung zwei Republicaner unter eigenthümlichen Umständen von den Royalisten gefangen werden. Zuerst den jungen Baron Lasseu und dann den alten Capitain Rozier. Beide wurden sehr mild behandelt, jedoch mit dem großen Unterschied, daß die Rücksichten, die man dem Baron Lasseu angedeihen ließ, dessen Abkunft, die aber, mit denen man den Capitain Rozier behandelte, dessen Charakter galten. Wir haben

gesehen, daß der leichtsinnige Baron, als wilder Republicaner gefangen wurde, daß er sich schon im Lauf des nächsten Tages bekehrte und unaufgefordert wenige Zeit nachher erklärte, daß er nicht mehr gegen die königlichen Truppen fechten wollte. Der junge Mann hatte geglaubt, nicht nur dem Grafen Maulevrier und seiner Tochter, sondern auch der ganzen royalistischen Partei dadurch eine große Freude zu machen und war beinahe beleidigt, daß niemand groß Notiz davon nahm und Graf Maulevrier ihm nur kurz sagte: „Ich billige Ihren Entschluß, Herr Baron, Sie können nun ruhig bereuen, daß Sie als Edelmann Ihre Treue gegen den König gebrochen und die Waffen gegen ihn geführt haben!“ Von Tage zu Tage hoffte er, daß ihm die Royalisten Anträge machen würden, in ihre Dienste zu treten und er wollte dann die Hand der schönen Gräfin Marguerite als Preis seiner Dienste bestimmen. Aber von alle dem geschah nichts, so sehr er sich auch, nach dem Tage von Thouars besonders, in die Nähe des Grafen Larochejacquelein drängte und ihm mit Schmeichelsinn lästig fiel. Die Royalisten hätten ihn wohl als Freiwilligen in ihren Reihen kämpfen

lassen, wenn er sich dazu erboten hätte, aber ihn darum zu bitten, dazu schlugen sie den Werth des Barons zu gering an und ihm eine Officiersstelle zu geben, trauten sie ihm nicht genug, weder seiner frischen Anhänglichkeit an ihre Sache, noch seiner Geschicklichkeit als Officier. Sie konnten aus der Natur der Sache noch kein Vertrauen zu einem Menschen haben, der im Wechseln seiner politischen Meinungen sich so schnell gezeigt hatte. Baron Laffeu, der die Kälte der royalistischen Chefs gegen ihn allen möglichen Ursachen, nur nicht den richtigen zuschrieb, weil seine Eigenliebe solches nicht zuließ, glaubte endlich die Schlüssel zu diesem Geheimniß gefunden zu haben. Er glaubte, Larochejacquelein, den er oft allein mit der Gräfin Marguerite fand, sei eifersüchtig auf ihn; der arme Mensch war eitel genug, sich für einen Nebenbuhler des Grafen Larochejacquelein zu halten und nun stellte er, um sich dem Grafen angenehm zu machen, seine Zudringlichkeiten gegen Marguerite ein und gab seinem Verhältniß zu einer Kammerjungfer der Gräfin eine schamlose, eclatante Oeffentlichkeit. Der alte französische Adel war sehr tolerant in diesen Punkten, aber die Meisten des

Kreises, den Graf Maulevrier während des Winters um sich versammelte, waren höchst empört über die Rücksichtslosigkeit, mit der Baron Lasseu dieses Verhältniß behandelte. Dem alten Grafen verstattete seine hohe Achtung für das Gastrecht nicht, seinem Gaste, denn als solchen sah er Lasseu an, Vorstellungen zu machen. Marguerite und Graf Larochejacquelein nahmen keine Notiz von dem Treiben eines Menschen, der ihnen ganz gleichgültig war und so kam es, daß einst Frau von Lescure den unglücklichen Baron aufs Grausamste, zugleich aber auch auf das Verdienteste strafte, indem sie bei Gelegenheit einer großen Gesellschaft auf Schloß Argenton, als ihr der Baron seine Huldigungen widmete, ihn ganz laut im verächtlichen Tone fragte: „Halten Sie mich denn für das Kammermädchen der Frau Gräfin von Maulevrier, Bürgerofficier?"

Vernichtet zog sich Lasseu zurück; also für einen Bürgerofficier hielt ihn die royalistische Gesellschaft noch immer und das, wodurch er sich, namentlich bei dem Grafen Larochejacquelein, hatte einschmeicheln wollen, machte man ihm zum Vorwurf? Er war wüthend und nun, als es zu

spät war, fielen ihm eine Menge von boshaften Repliken ein, die er der schönen Marquise hätte zur Antwort geben können und es lagen allerdings eine Menge von Effronterien sehr nahe, nur schade, daß ihm in dem günstigen Moment nicht eine eingefallen war. Die schöne Marquise hatte ihn durchschaut, sie wußte, daß ihre Frage den leichtsinnigen Baron vernichten würde, gegen einen andern würde sie sich eines so starken Ausfalles gar nicht bedient haben. Baron Laffeu sann auf Rache, er wollte Argenton in Brand stecken, ins republikanische Hauptquartier nach Doué laufen und Gott weiß was alles noch; aber bei reiflicher Ueberlegung that er nichts, er steckte das Schloß nicht an, weil er es sich nicht getraute und lief nicht nach Doué, weil es draußen schneite und er sich überdem vor Stofflets Vorposten fürchtete. Er hätte weinen mögen vor Verzweiflung, daß er nicht die männliche Kraft hatte zur Rache, nach der sein Herz dürstete. Das sind die Menschen mit den sogenannten „guten" Herzen, sie thun nichts Böses, es ist wahr, aber sie würden es thun, wenn sie Muth und Kraft dazu besäßen. So lebte Laffeu in Argenton, von den Royalisten

ignorirt, oder verachtet, beständig mit neuen Rache-plänen, oder mit seiner elenden Liebschaft beschäftigt

Ganz anders verhielt es sich mit dem zweiten Gefangenen, dem alten, ehrlichen Capitain Rozier, der unbekümmert um den Krieg beider Parteien nur selig war, daß er sein kleines Fräulein, er nannte die Marquise immer wieder so, alle Tage sehen konnte. Ihm, dem geschickten, tüchtigen Officier machten die Royalisten schonend Anträge, unter den königlichen Truppen ein Commando zu übernehmen, aber der alte Mann antwortete: „Meine Herren, es liegt mir sehr wenig an der Republik und ich habe mich nie viel um sie bekümmert, aber sie hat mich einmal zum Officier gemacht und ich bin ihr Soldat gewesen, ich kann meine Eide nicht wechseln wie meinen Rock, Sie können dazu auch nur wenig Vertrauen auf einen Mann setzen, der in meinem Alter noch so leichtsinnig mit dem Eide spielt, ich werde nicht gegen die königlichen Truppen fechten, weil meine verehrte Marquise dabei ist, aber auch nicht gegen die Republik, weil diese meinen Eid hat, das eine wäre gegen mein Herz, das andere gegen meine

Ehre, ich bin sehr froh, daß ich gefangen, also nicht zu einer Wahl gezwungen bin."

General d'Elbée, der dem alten Veteranen diesen Vorschlag machte, konnte nicht umhin, die Ehrenhaftigkeit des alten Rozier anzuerkennen und er versprach ihm, daß er fortan mit allen Anträgen verschont bleiben sollte. Gewiß war es jene hohe Liebe, die Rozier als junger Mann zu Frau von Lescure's Mutter im Herzen getragen, die ihn so richtig über wahre Ehre denken ließ. „Mein General," sprach er am Schluß des Gesprächs zu d'Elbée, „ich werde der edeln Frau Marquise so lang ich lebe nicht von der Seite gehen, denn, sehen Sie, ihr Anblick ist das Einzige, was mich alten Mann noch erfreut auf der weiten Welt und so ungern ich gegen die Republik streite, aber wehe dem Menschen, Royalisten oder Republikaner, der meiner verehrten Marquise zu nahe tritt!"

Nach solchen Eröffnungen verlor der alte Capitain keineswegs in den Augen der Royalisten, nein, die meisten Chefs dieser Partei hatten selbst zu hohe Begriffe von der Heiligkeit geleisteter Eide, von der Treue, die man der erwählten Fahne schuldig, als daß sie ihn hätten tadeln sollen. Im

Gegentheil er gewann bei vielen und Prinz Talmont behauptete: „Der alte Rozier müsse von Adel sein!“ denn aufgezogen in der Boccage der Vendée, altgeworden am Hofe, durch persönlichen Muth in diesem Kriege ausgezeichnet, von allen seinen Untergebenen geliebt, vindizirte der alte Prinz mit der liebenswürdigsten Etourderie von der Welt alle guten Eigenschaften des Geistes und des Herzens allein dem französichen Adel. Marquis von Lescure, fein und edel, fand bald die Quelle von Rozier's adeligen Gesinnungen, denn er kannte selbst die Herzen und Seelen adelnde Macht der Liebe. Die liebenswürdige Marquise fühlte, was ihr Gatte dachte. So war der alte plebejische Rozier eine willkommene Erscheinung in den adeligen Kreisen der Vendée, er war geachtet und geliebt, während der adelige Baron Laffeu nur geduldet wurde. Es sollte bald die Zeit kommen, die den Royalisten zeigte, mit wie viel Recht sie den älteren Gefangenen geachtet, den jüngern aber mißachtet hatten. Der leichtsinnige Baron, der nach und nach zu fühlen begann, welch eine klägliche Rolle er zu Argenton spielte, beschäftigte sich mehr und mehr mit Racheplänen, er dachte an nichts Geringeres als an

einen großen Verrath. Er wollte seinen edlen Gastfreund Maulevrier nebst allen adeligen Häuptlingen, die sich bei ihm zu versammeln pflegten, an Lechelle verrathen; er glaubte sich dadurch sehr um die Republik verdient zu machen und allerdings wäre dadurch der Krieg mit einem Schlage geendet worden. Die Lage von Argenton le Chateau und die geringen Sicherheitsmaßregeln, die Larochejacquelein im Vertrauen auf die Wachsamkeit seiner Vorposten getroffen, machten dieses Unternehmen zu keinem so ganz unmöglichen; ein entschiedener, entschlossener Mann hätte es vielleicht ohne besondere Schwierigkeiten ausführen können, aber der Baron Laffeu, der nur Muth hatte, wenn er einmal mit blanker Klinge an dem Feind war, hatte nicht jene Energie des Willens, die zur That treibt, und zwar um so heftiger, je mehr sie auf Widerstand stößt. So sehr daher auch die Rache in seinem Herzen kochte, so sehr er sich zu dem Verrath getrieben fühlte, so wenig auch die Stimme der Ehre laut wurde gegen ein solches Vorhaben in seinem Herzen, so schreckte er doch immer wieder zurück aus Furcht — wer sollte es glauben? — vor Schwierigkeiten, die Klima und Terrain dem Weich-

ling entgegenzustellen schienen. Wahrscheinlich wäre seine Rache und sein Verrath, beide nur Plan geblieben und niemals zur Ausführung gekommen, wenn ihm nicht zwei Menschen die Hand geboten hätten, wenn ihn diese nachher nicht zu dem getrieben, was er wollte. Das ist auch so eine Eigenschaft der sogenannten „guten" Herzen, daß sie sich niemals vor sich selbst, immer aber vor andern schämen. Leichtsinnig hatte sich der Baron mit den zwei Menschen eingelassen, er schämte sich zurückzutreten und stürzte sich nun Hals über Kopf mit geschlossenen Augen in das Verbrechen, damit jene zwei wenigstens glauben sollten, er habe Muth zur That.

Fassen wir die zwei Menschen, deren wir eben Erwähnung thaten, näher ins Auge. Annette, die Kammerjungfer der Gräfin von Maulevrier gehörte durch und durch zu den Geschöpfen, die das ancien régime so häufig unter der dienenden Klasse hervorbrachte, zu den Wesen mit einem kleinen, aber nimmer rastenden Geiste, der beständig beschäftigt, angespornt und gereizt sein will, der nimmer nachdenken kann, weil ihm das Gemüth

nicht zur Seite steht, dessen Stelle bald eine mehr bald eine minder raffinirte Sinnlichkeit vertritt. Solche Geister paßten vortrefflich zu den kleinen und kleinlichen Intriguen eines gehaltlosen Hof- und Salonlebens, die den abgespannten Geist der Damen und Herren jener Zeit beschäftigten, ihn wie mit Nadelstichen prickelten und darum so sehr in Gange waren. Annette hatte in Paris und Versailles die hohe Schule durchlaufen und stand nicht weit mehr von dem Punkte, auf dem während des ancien régime die vornehmen Damen ihre Liebschaften aufzugeben pflegten, um nun durch petillanten Witz zu glänzen, durch Freigeisterei namentlich sich eine Renommée zu erwerben, da ihre Schönheit nicht mehr im Stande war, ihnen Bewunderer zu erwerben. Also Annette war eine ächte Versailler Soubrette von fast dreißig Jahren, fein, fast zu fein gebaut, mit schwarzen Augen, deren Glanz etwas durch die tiefen Schatten gemildert wurde, die eine nicht allzuspröde Lebensweise um sie herum gelegt hatte. Ein Wesen, wie Annette, mußte sich in der keuschen, patriarchalischen Vendée, wo es keine Intriguen und keine Abbés, nur leichtsinnige Vicomtes, selbst nicht einmal Kammerdiener, sondern

nur rauhe Soldaten gab, höchst unglücklich fühlen und sie sehnte sich aus vollster Seele nach Paris zurück, nur dort á **Paris, où chaque femme a cent maris,** wie Piron mit Recht behauptet, nur dort glaubte Annette glücklich leben zu können. Freilich wußte sie nicht, daß gegenwärtig zu Paris auch keine Spur mehr war von dem bunten, schillernden, leichtsinnigen Leben von ehemals, daß dort ein gräßlich blutiger Ernst vorherrschte, daß die Gefängnisse an die Stelle der Salons, die Guillotine an die Stelle der Intrigue, kurz daß das Trauerspiel an die Stelle des Lustspiels im Pariser Leben getreten sei. Wie mußte sich ein solches Wesen freuen, als es ihren Anreizungen gelang, mit dem Baron Laffeu einen kleinen Liebesroman anzuspinnen! welche Pläne konnte ihr kleiner Geist auf dieses Fundament, aus Leichtsinn und Sinnlichkeit zusammengekittet, bauen! Der Baron sollte, so gelobte sich Annette, sie nach Paris zurückführen, und dem Leichtsinnigen ein solches Versprechen abzulocken, konnte der listigen Soubrette eben nicht schwer fallen. Aber Baron Laffeu's Versprechungen waren wenig werth und niemals würde er Anstalt gemacht haben, sie zu erfüllen, wenn nicht Annette einen

mächtigen Bundesgenossen in dem Abbé de St. Emanuel gefunden hätte.

Dieser Priester, ein Mann von vielem Geist und noch größerer Menschenkenntniß, hielt sich seit etwa einem halben Jahre in der Vendée auf und fand, den vendéeischen Häuptlingen von auswärtigen Freunden des Königthums empfohlen, eine herzliche Aufnahme in Argenton le Chateau. Warum der Abbé von St. Emanuel, der für den Bastard eines hohen Kirchenfürsten galt, in der Vendée sei, das wußte eigentlich Niemand, aber die Empfehlungen, die er mitbrachte, stellten ihn gegen jedes Mißtrauen, ja selbst gegen jede Nachforschung der Neugierde sicher; dieser Mann, weder schön noch häßlich, sondern durchaus unbedeutend in seiner äußern Erscheinung, war bald nach seiner Ankunft in Argenton le Chateau in ein, von Niemandem geahntes Verständniß mit Annette getreten und benutzte das Verhältniß der Soubrette im Hause, um Nachrichten über alle Bewohner und Besucher desselben zu erhalten. Baron Laffeu war längst ein Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit des Abbé's geworden und er war fast der Einzige in der Gesellschaft, der sich um den Leichtsinnigen noch bekümmerte. Graf

Maulevrier, der den Baron bedauerte, wußte das dem Priester Dank, denn er glaubte Unkenntniß von Laffeu's Betragen und Charakter sei die Quelle der Freundlichkeit des Abbé's gegen Laffeu. Der edle Graf wußte freilich nicht, daß der Priester über alle Vorgänge und Verhältnisse besser unterrichtet war, als er selbst. Täglich beinahe träufelte der Priester neuen Haß in das Herz des Barons, bei jedem auch noch so gleichgültigen Blick, der auf Laffeu fiel, flüsterte er: „Wie können Sie eine so verächtliche Behandlung noch dulden, Baron?“ Das unschuldigste Wort drehte er so lange, bis eine Beleidigung für den Baron daraus wurde, sichtlich wollte sich der Priester des Barons zu irgend einem Zwecke bedienen, aber der von Rache Entflammte bemerkte es nicht; endlich gelang es dem Abbé dem Baron das Geständniß zu entreißen, „er sei noch mit Leib und Seele Republicaner und wünsche nichts mehr, als sich an den Royalisten zu rächen!“

Laffeu schrak zusammen, als diese Worte heraus waren und sein Blick auf das lächelnde Antlitz des Priesters fiel, dieser aber sagte: „Fürchten Sie nichts, Baron, ich will Ihre Aufrichtigkeit

erwiedern, diese Kleidung ist nichts als Schein, ich bin kein Priester, sondern Republicaner, wie Sie, mein Name ist Groisbourdon!" Der Baron starrte ihn an. „Verstehen wir uns," fuhr der Priester fort, „ich will Ihnen zu Ihrer Rache behülflich sein, weil sie zu dem Zweck paßt, der mich zu dieser Kleidung, der mich in die Vendée geführt hat, helfen Sie mir, ich helfe Ihnen und Ihre Rache soll vollständig sein, wie keine!"

Der Baron, obwohl es ihn freute, sich rächen zu können, gab seine Freude doch nur sehr kleinlaut zu erkennen, denn er fürchtete sich vor dem, worin seine Hülfe bestehen sollte.

„Schön, ich bin bereit, aber was haben Sie vor?"

„Nichts geringeres," versetzte der Priester, „als bei dem Bankett, das Graf Maulevrier in den nächsten Tagen allen Chefs geben wird, die ganze Gesellschaft gefangen zu nehmen!"

„Ich dachte auch schon daran," schüttelte Laffeu den Kopf, „aber was soll ich dabei thun?"

„Nichts weiter," sprach der Priester leicht, „als die republicanischen Truppen, denen Sie ohne

Verdacht zu erregen bis an die Waldecke entgegen gehen können, hierher zu führen!"

Laffeu erbleichte. „Also ich soll alles thun," murmelte er.

„Alles?" fragte der Abbé, „wer bringt denn die Republicaner dorthin? hm? wer führt denn den andern Haufen, der den Cidevants den Rückzug nach Bressaire abschneidet?"

„Ich will es mir überlegen!" schwankte nun der Baron; der Priester drang nicht weiter in ihn, denn er wußte schon ein Mittel, das den Baron zu dem bringen mußte, was er wollte. Der Priester hatte sich nicht verrechnet, denn bei ihrer nächtlichen Zusammenkunft erschmeichelte Annette von ihrem Liebhaber das Versprechen; Laffeu versprach ihr, die Republicaner vom Wald von Argenton aus zu führen. So sehr ihn sein Versprechen nun auch am nächsten Morgen gereuen mochte, er schämte sich vor dem Mädchen und vor dem Priester und ging auf alles ein, was ihm der schlaue Geistliche vorschlug. Um allen Verdacht zu beseitigen, machte Laffeu von nun an fast jeden Tag in der Dämmerung einen Spaziergang und zwar fast immer bis in die Gegend der besprochenen

Waldecke Graf. Maulevrier fand es natürlich, daß sich Laffeu nach und nach aus einer Gesellschaft zurückzog, in der er sich unmöglich wohl befinden konnte, ja es gefiel dem alten Edelmann, denn er fand in dieser Absonderung eine Art von Ehrgefühl, dessen er den Baron gar nicht fähig gehalten hatte bis jetzt. —

Mit entsetzlicher Angst erwartete übrigens der leichtsinnige Mensch den Tag des Festes, nicht als ob sein Gewissen laut geworden wäre und ihn gestraft hätte über den scheußlichen Verrath, den er begehen wollte an Männern, die ihn doch immer als Gast behandelt hatten, nein, er fürchtete sich nur vor der Gefahr, die dieser Verrath für ihn selbst hatte. Das ist der Egoismus eines sogenannten „guten" Herzens.

Endlich kam der Tag, Laffeu hatte nach dem Diner bereits die letzten Verabredungen mit Annette und dem Priester gehabt. Mit allem Aufwande seiner Kraft begab er sich in den Saal, wo Herr von Bonchamps, Herr von Clisson, Prinz Talmont mit seiner Tochter, Graf Maulevrier mit seiner Tochter, Marquis von Lescure mit seiner edlen Gemahlin, der Abbé von St. Emanuel, Marquis

von Pastoret, Baron Breteuil, Herr von Elbée, Obrist Stofflet und Graf Larochejacquelein bereits versammelt waren. Der alte Rozier stand in einer altväterischen Galla-Kleidung hinter dem Sessel seiner Marquise und staunte seinen republicanischen Kameraden an, der nicht mit gewöhnlicher leichter Unverschämtheit, sondern blaß und zitternd erschien. Herr von Bonchamps, ein Mann, dessen Herzensgüte sich nie verläugnete, erkannte mit dem feinen Gefühl für Schicklichkeit, das den alten Franzosen so eigen war, wie unangenehm es dem Grafen Maulevrier sein mußte, das Gesicht des verlegnen Barons unter seinen Gästen zu sehen und um den ehemaligen Republicaner aus seiner Verlegenheit zu befreien, trat er an ihn heran und begann ein Gespräch mit ihm. Laffeu antwortete verkehrt und verwirrt, Herr von Bonchamps schrieb das seiner Verlegenheit zu und fuhr fort, ihn mit lustigen Jagdanekdoten zu unterhalten. Aber der Baron sah darin eine Absichtlichkeit, glaubte sich verrathen und dachte, Bonchamps wolle ihn aufhalten. Er wechselte so auffallend die Farbe, daß der Royalist plötzlich abbrach und ihn fragte: „Befinden Sie sich nicht wohl, Herr Baron?"

„Ich weiß nicht — im Augenblick,“ — stammelte Laffeu. Da trat der Abbé zu den beiden Herren und sagte:

„Schöpfen Sie etwas frische Luft, Herr Baron, es wird Ihnen gut thun!“

Der Baron entfernte sich und schöpfte erst wieder Athem, als er draußen auf der Treppe stand, aber Annette, die eilig an ihm vorbei schlüpfte, jagte durch ein Wort wieder alles Blut zu seinem Herzen:

„Eilen Sie, Baron, es wird sonst zu spät!“

Den Verrath, das Mädchen, den Priester, kurz alle Welt im Herzen verwünschend, nahm der geängstete Mann seinen Mantel um und schritt mit wankendem, langsamem Schritt zum Schloßthor hinaus. Es dämmerte bereits und er glaubte sich ganz unbeachtet, aber ein Auge hatte ihn gesehen und daß es gerade das Auge war, war schlimm für ihn und seinen Plan. Obrist Stofflet, der sich in der feinen Gesellschaft, wegen Mangel an Bildung, stets langweilte, stand, das „Charmante Gabrielle“ trommelnd, an dem Fenster und sah den Baron nach der Waldecke zugehen; ein unbestimmter Verdacht dämmerte in ihm auf und er verließ unbemerkt

das Zimmer. Im Thor befahl er der Wache aufmerksam zu sein und ging dem Baron nach, der jetzt mit der Hast eines Hundes, der auf der Fährte ist, auf die Waldecke zulief. Stofflet folgte ihm kopfschüttelnd in einiger Entfernung. Plötzlich hob sich eine lange Gestalt aus einem Graben und rief halbleise und athemlos: „Obrist, geht nicht weiter!“ „Warum nicht, Rougepomme?“ fragte der Angeredete den Spion. Dieser keuchte: „Ich bin gelaufen Euch aufzusuchen, der ganze Wald steckt voll Republicaner, auch von Bressaire her Blaue, lauter Blaue!“

„Verfluchter Verräther!“ grollte Stofflet dem Baron nach, der während dieses kurzen Zwiegesprächs einen großen Vorsprung gewonnen hatte, „kommt, Rougepomme!“

Der königliche Obrist in Gallauniform schleppte jetzt den zerlumpten Spion, der kaum noch gehen konnte vor Ermüdung, ins Schloß und befahl einer Schildwache, ihn zum Grafen Larochejacquelein zu führen, während er selbst ins nahe Dorf eilte, um seine Leute zu allarmiren.

Staunen ergriff die Gesellschaft, als Rougepomme in seiner abenteuerlichen Gestalt in den

Salon trat, den kurz vor ihm der Abbé verlassen hatte.

„Wo ist der große Graf?" fragte der Spion ohne zu grüßen.

„Hier ist der Graf Larochejacquelein, denn den meint Ihr doch!" sagte Bonchamps, auf den Genannten deutend.

„Großer Graf, Obrist Stofflet schickt mich, alles voll Blaue, Blaue in dem Wald von Argenton, Blaue von Bressaire her!"

Die Häuptlinge fuhren auf und Rougepomme sank erschöpft in einen Sessel.

Baron Breteuil brachte ihm ein Glas Wein, das er auf einen Zug leerte und dann gestärkt fortfuhr:

„Ich merkte es heute Nachmittag und bin fünf Meilen gelaufen, Euch zu warnen, fiel aber in einen Graben und konnte nicht weiter, Obrist Stofflet, der einem Manne nachlief, der nach der Waldecke zu den verfluchten Republicanern ging, fand mich und brachte mich hierher. Obrist Stofflet ist ins Dorf."

Graf Larochejacquelein entfernte sich rasch, ihm und Stofflet vertrauend, blieben die Uebrigen bei einander.

„Sollte uns der Baron verrathen haben?“ fragte Graf Maulevrier sinnend.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Graf!“ polterte jetzt der alte Rozier, „aber der Baron sah accurat wie ein Schuft aus, als er ins Zimmer trat!“

„Wo ist denn der Abbé?“ rief jetzt Marguerite; man ließ ihn suchen, er war im ganzen Schloß nicht zu finden.

„Bei Gott, die Schurken waren im Einverständniß und haben uns an die Blauen verrathen!“

„Wir wären gefangen ohne diesen braven Mann, wer ist er?“

„Ein alter Freund von mir!“ entgegnete lächelnd Baron Breteuil.

„Nun!“ sagte der Spion, „wenn ich Euer alter Freund bin, so gebt mir noch ein Glas Wein und dann laßt mich hinaus, damit ich einige von den verfluchten Blauen todtschlagen kann!“

Der alte Minister füllte Rougepomme's Glas noch einmal. Ein Schuß knallte, mehrere folgten, der Spion stürzte den Wein hinunter und rannte davon. Die Angst, daß ohne ihn einige Republi=

caner weniger todtgeschlagen werden könnten, gab ihm Flügel. Aber dennoch sollte er heute die Freude nicht haben, seiner Marie ein Todtenopfer zu bringen, denn als die Republicaner den Feind vorbereitet fanden, ja, als Stofflet mit Blitzesschnelle zum Angriff überging, versuchten sie nicht weiter vorzudringen, sondern kehrten, nachdem einige Schüsse gewechselt worden waren, wieder um. Stofflet verfolgte sie nicht, da er ihre Stärke nicht kannte. Die andere Abtheilung, die von dem schurkischen Priester geführt, die Royalisten von Bressaire abschneiden sollte, war zwar vorgerückt, als die einzelnen Schüsse fielen, da sie sich aber bald darauf von Larochejacquelein angegriffen sah, so folgte sie dem Beispiel der ersten Abtheilung und zog sich ebenfalls zurück. Der Verräther Groisbourdon, alias Abbé von St. Emanuel, konnte nicht begreifen, was seinen Plan mißlingen gemacht hatte. Laffeu konnte ihn nicht verrathen haben, denn der hatte seinen Weg ja vor ihm angetreten. Annette mußte es gewesen sein, er nahm das an, so wenig er die Gründe der Soubrette dazu begreifen konnte. Laffeu aber schimpfte und fluchte über sein böses Geschick, das ihn in

der kalten Winternacht hinaus schleppte in den Wald und ihn zu einem fünfstündigen Marsch um nichts und wider nichts zwang. Erst in Doué traf er mit dem Abbé zusammen und beide wurden von dem Obergeneral Lechelle mit heftigen Vorwürfen empfangen, denn Lechelle ließ in seiner Weise seine üble Laune über das Mißglücken des schönen Planes an ihnen aus. Laffeu wurde sogleich in sein Dragonerregiment wieder eingestellt und fand sich, je mehr er sich in der letzten Zeit verweichlicht hatte, desto unbehaglicher in der Wachtstube und verwünschte den Preister, der ihn zu dem wahnsinnigen Plane verleitet hatte. Als der arme Mensch aber am andern Morgen mit blaugefrornen Händen und steifen Knieen Rekruten auf der Reitbahn reiten lassen mußte, da fehlte nicht viel, daß er sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hätte. Glücklicher, oder unglücklicher Weise hatte er nicht den Muth dazu. Sein trauriges Schicksal wurde durch den Hohn Groisbourdons noch schwerer, der ihn, so oft er ihm begegnete, an Annetten erinnerte und ihm erzählte, daß das Mädchen ihn beständig gefoppt habe. Groisbourdon war Officier in Lechelles Generalstabe, ein schlechter Soldat, aber,

wie wir gesehen haben, sehr brauchbar zu geheimen Missionen.

Es mochten etwa acht Tage nach dem verunglückten Ueberfall vergangen sein, als Laffeu eines Morgens den Befehl erhielt, den berüchtigten Spion Rougepomme, der sich wieder hatte sehen lassen, um jeden Preis gefangen zu nehmen. Außer Laffeu waren noch drei andere Officiere mit gehöriger Mannschaft zu des Spions Festnehmung ausgesendet. Rougepomme hatte nämlich nach langer Zeit wieder einmal eine Nacht in der verfallenen Hütte, wo ihn Baron Breteuil traf, zugebracht und sein Aufenthalt war durch eine Patrouille verrathen worden.

Es war die bitterste Kälte, als die Dragoner von drei Seiten gegen die Hütte anrückten, in der sie den Spion überraschen wollten, Rougepomme aber, dessen Sinne durch die stete Gefahr, in der er schwebte, sehr geschärft waren, bemerkte die Annäherung seiner Feinde schon in weiter Ferne und beschloß am Rande eines ziemlich bedeutenden See's hin sich zu flüchten bis zum Wald, in welchem ihn die Republicaner auf ihren Pferden nicht verfolgen konnten. Mit Mantel und Keule bewaffnet,

machte er sich auf den Weg; der Wind pfiff eisig durch sein wirres Haar und lächelnd sah er Herrn Laffeu in vollem Trabe ihm folgen. Er hatte aber kaum tausend Schritte zurückgelegt, so bemerkte er das zweite Detachement, das noch schärfer ritt, um ihn vom Walde abzuschneiden. Der Spion blieb stehen und sah nun auch die Schwerter einer dritten Abtheilung blitzen, die gerade auf ihn zukam. Eine Minute überlegte er; wenn er rasch lief, so konnte er den Wald noch erreichen und war gerettet, aber er konnte dann auch keine Republicaner tödten. Lebenslust und Rachegefühl, oder vielmehr sein Selbsterhaltungstrieb und sein Racheburst stritten einen Moment mit einander, dann war der Spion entschieden, er eilte am Ufer des See's hin, jedoch nicht so schnell, als er wohl gekonnt hätte, aber er wollte die Dragoner heranlassen. Als die dritte Abtheilung, die gerade auf ihn zukam, etwa auf Schußweite heran war, betrat er das Eis des See's, es brach unter ihm, aber er ging dennoch weiter. Er wußte eine kleine Insel in dem See, dürres Strauchwerk bezeichnete sie ihm auch jetzt. Zu dieser Insel führte ein schmaler Damm, der nicht hoch mit Wasser bedeckt und darum um so dürrer

mit Eis überfroren war. Auf diesem Damm erreichte der Spion die Insel. Schnee und Eis hatten die niedrigen Ufer des See's ganz gleich mit der Ebene gemacht, die auf mehreren kleinern Inseln stehenden Sträucher ließen nicht ahnen, daß ein See unter der dünnen Eisdecke sei. Der Unkundige konnte ihn für eine überfrorne Wiese halten und darauf hatte Rougepomme seinen Plan gebaut.

Der Spion hatte die Insel erreicht, er wendete sich nach seinen Verfolgern um, das Detachement gallopirte in einer Linie heran, der Officier schien die Absicht zu haben, den Flüchtling zu umringen, Rougepomme stand ruhig auf der Insel und stützte sich auf seine Keule, der Ausdruck ängstlicher Erwartung lag in seinem Blick. Da — jetzt waren die Dragoner dicht an dem Ufer des ihnen unbekannten Sees — ein lautes Krachen und 18 Republicaner liegen, Roß und Mann, in den Fluthen des Sees, die hoch aufspritzen und hell hinfließen über die zerschmetterte dürre Eisdecke. Ein lautes Gelächter des Spions überschallt den Angstruf der Dragoner, die, von den heftig arbeitenden Rossen und ihrer schweren Bewaffnung niedergezogen, sich

vergeblich bemühen, das nahe Ufer zu erreichen. Sieh, jetzt gelingt es einem der Reiter, indem er mit blutender Faust das Eis, das ihn schmerzlich verwundet, entzwei schlägt, das Ufer zu erreichen. Ein heiseres Lachen Rougepomme's ertönt, es blitzt aus seiner Hand und der Dragoner stürzt mit zerschmettertem Hinterhaupt vom schon erreichten Ufer zurück in das Wasser. Nun erreichte auch Laffeu mit seiner Abtheilung das Ufer, vorsichtig wagt er sich nicht nahe heran, sondern begnügt sich anfänglich, auf den Spion feuern zu lassen, der immer noch ruhig seinen Posten behauptet. Die Dragoner sahen ihre Kameraden mit dem Element ringen, sahen mehrere, mit dem Stück zerbrechlichen Eises in der blutigen Faust, das sie erfaßten, um sich daran zu halten, untergehen. Einzelne steigen ab, sie reichen ihre Karabiner und Gewehre hin, um ihre Kameraden daran heraufzuziehen, einen haben sie wirklich heraus, aber dem Andern fehlten schon die Kräfte, sie konnten mit den froststarren Händen den rettenden Karabinerlauf nicht mehr festhalten. Der Officier war zunächst des schmalen Dammes und schlug mit letzter Anstrengung das schwache Eis entzwei, seine Kniee fühlten bereits

den festen Grund, da verließ ihn die Kraft „vive la république!“ schrie er laut und sank in das eisige Wasser zurück, das murmelnd sein Opfer empfing. Lassen, der eine Weile überlegt hatte, wie der Spion wohl die Insel erreicht haben könnte, entdeckte nun den Damm.

„Absitzen!“ rief er, „hier ist ein Damm, folgt nur den Fußtapfen!“ Zehn Dragoner stürzten sich sogleich nach der bezeichneten Stelle, sie wollten um jeden Preis den elenden Tod ihrer Kameraden an dem Spion rächen. Die übrigen versuchten noch immer, den im Wasser liegenden zu Hülfe zu kommen, aber sie hatten den Schmerz, sie alle nach und nach ertrinken zu sehen. Ein einziger war gerettet, siebzehn hatten ihr Grab in den eiskalten Wellen gefunden. Mit grimmiger Freude sah Rougepomme die zehn Dragoner einzeln auf dem schmalen Pfade herankommen. „Drei sollen wenigstens für den einen Geretteten büßen,“ murmelte er und ging dann den Dragonern entgegen, ohne sich an die Kugeln zu kehren, die jetzt noch zahlreicher ihn umflogen, da auch das dritte Detachement den Ort erreichte. Da keiner der zehn Dragoner schoß, so schloß der Spion ganz richtig, daß sie blos mit

dem Säbel bewaffnet seien und ihr Schießgewehr auf den Rossen gelassen hätten. Ruhig lud er im Gehen seine große Pistole wieder und bemerkte mit Vergnügen, daß nur vier Dragoner muthig und rasch auf ihn zukamen, während die übrigen langsamer zu gehen begannen und endlich sogar stehen blieben. Die Republicaner wurden immer unschlüssiger, je näher Rougepomme kam, und als der alte Brigadier, der den Zug führte, einen Fehltritt that und ins Wasser stürzte, da schienen auch die Vordersten trotz des Zurufs ihrer Kameraden am Ufer unschlüssig zu werden. Der schwere Dragoner sank augenblicklich unter, vielleicht rührte ihn auch der Schlag auf der Stelle, da er erhitzt vom Gehen war.

„Hoho! Die Wasser der Vendée sind für den König!“ brüllte der Spion und faßte seine Keule fester, obgleich in demselben Augenblick eine Kugel seine Wange streifte. Dann schrie er überlaut, „Marie, Marie!“ und stürzte sich auf die Dragoner. Als er heran war führte er, von seiner Größe unterstützt, einen mächtigen Hieb auf den ersten Dragoner, aber dieser wich aus und packte den Spion an der Brust. Der schwere Keulenhieb

hatte indeß den zweiten Dragoner ins Gesicht getroffen und ihn blutend in die Arme seines hinter ihm stehenden Kameraden geworfen. Dieser, gehindert von dem Verwundeten, konnte nicht Theil am Kampfe nehmen und schaudernd sahen die Republicaner am Ufer, wie Rougepomme, rückwärts fassend, dem Dragoner den Helm vom Haupt riß, sich mit einem mächtigen Ruck von ihm befreite und dann, ihn erst nach einer Weile in seinen Armen hin und her schwingend, endlich weit von sich auf die dürre Eisdecke schleuderte, die unter der Wucht des Falles sogleich brach und den betäubten Dragoner in die Tiefe des Sees sinken ließ. Während dem hatten sich alle Dragoner von dem schmalen Dammwege zurückgezogen und auch der Spion begab sich auf die Insel zurück, wo er sich zufrieden mit dem Opfer von zwanzig Dragonern neben dem dürren Strauch niederließ und die am Ufer auf und ab springenden Republicaner mit finsterm Blick beobachtete. Laffeu und sein Mitofficier gingen jetzt mit einander zu Rathe. Da der Spion sich nicht nach der andern Seite entfernte, so schlossen sie ganz richtig, daß von der Insel aus kein Damm nach dem entgegengesetzten Ufer führe und daß, wenn sie diesen

Damm besetzt hielten, er sich ihnen ergeben, oder auf der Insel verhungern und erfrieren müsse. Sie stellten also ans Ende des Dammwegs ein Piquet von sechs Mann und auch rechts und links einzelne Posten aus, die sie von Stunde zu Stunde, der bittern Kälte wegen, ablösen ließen. Der Spion konnte ihnen nicht entgehen, aber ein royalistisches Streifcorps konnte sehr leicht ihre Posten überfallen, da der See nicht allzufern von der Postenchaine der Vendéer war. Den ganzen Tag schritt der Spion heftig auf der kleinen Insel auf und ab, die Kälte und der Hunger peinigten ihn, aber dennoch dachte er nicht daran, sich den Republicanern zu ergeben, die das von Minute zu Minute erwarteten. Hoffte er vielleicht auf die Royalisten? Er dachte nicht an sie, obgleich es keinem Zweifel unterlegen war, daß Stofflet, hätte er eine Ahnung von Rougepomme's Lage gehabt, es versucht haben würde, diesen ihm sehr werthvollen Mann zu retten. Die Sonne ging unter und die Kälte nahm zu, der Spion sah seine Feinde nicht mehr, aber er vernahm deutlich ihr ermunterndes: „sentinelle, prenez garde à vous!“

Endlich konnte er es nicht mehr aushalten, Fieber wüthete in seinem Gehirn.

„Ich komme zu Dir, Marie," murmelte er. „Die Schurken aber sollen nicht die Freude haben, mich gefangen zu nehmen, weder todt noch lebendig!" Er zitterte heftig, der Wind, ein eisiger Nordwest, fuhr in mächtigen Stößen über die ungeschützte Insel, Rougepomme, nicht mehr im Stande sich auf den Füßen zu halten, kroch auf allen Vieren nach dem Dammweg, an die Stelle, wo der Brigadier heute Morgen ertrunken war. Sie war schon wieder zugefroren. Leise machte der Spion mit dem Kolben seiner Pistole ein Loch in das Eis. Es war bald geschehen, denn die einzelnen alten Eisstückchen hatten das neue Eis nicht stark werden lassen. Der arme Rougepomme arbeitete fleißig, nur zuweilen hielt er inne, von Schwäche und Frost übermannt, und dann horchte er, ob die Republicaner nicht etwa sein Thun merkten, er vernahm aber nichts Verdächtiges, sondern hörte nur das eintönige „sentinelle, prenez garde à vous!" der sich ermunternden Posten. Endlich schien ihm das Loch im Eise zu seinem Zwecke groß

genug, er faßte seine geliebte Keule, an der das Blut so manches Republikaners klebte, mit beiden Händen und stieg, ohne ein erhebliches Geräusch zu machen, trotz der furchtbaren Kälte langsam hinein in das Wasser. „Marie, ich komme," murmelte er leise und die Töne des geliebten Namens verschwammen in dem Murmeln des Wassers, in das der Spion hinabtauchte.

Am andern Morgen rieben sich die Republicaner vergeblich die Augen, sie konnten, so frei die kleine Insel vor ihnen lag, den Spion nicht sehen. Als die Sonne hoch stand wagten sie es, auf dem Dammweg nach der Insel hinüber zu gehen; nirgends eine Spur von Rougepomme, das Loch, durch das er sich ins Wasser, in den Tod, gerettet hatte, war fest zugefroren und schimpfend und fluchend verließen die Republicaner einen Posten, auf dem sie nutzlos zwanzig der Ihrigen gelassen. Auch im Tode noch hatte der Spion seinen Zweck erreicht, die Republicaner glaubten, er sei entkommen, wie? wußten sie freilich nicht zu sagen.

Das war das Ende eines Mannes, der ein besseres Loos verdient hätte, der gutmüthig, tüchtig

und nicht arm an edeln Eigenschaften eine Zierde seines Lebenskreises war, bis ihn die Verderbtheit, die Schlechtigkeit und die blutdürstige Grausamkeit jener Menschen, die kraft der Revolution Frankreich tyrannisirten, zur wilden Bestie machten.

VII.

Graf Larochejacquelein und Oberst Stofflet.

„Da zerrissen wir die Ketten, brachen jedes Joch entzwei!“
(**Wilhelm Müller**, Griechenlieder.)

Es war Winter gewesen; mit dem zergehenden Eise verging das Schild, das die Vendée bis jetzt schützend vor ihre Söhne gehalten, jeder practicable Weg wurde ein Weg der Vernichtung für die Sache des Königs. Nicht mehr in einzelnen Trupps, sondern in ganzen Heermassen drangen die Republicaner ins Herz der Vendée vor. Alle trüben Ah=

nungen und Befürchtungen des Grafen Laroche-jacquelein und Anderer schienen in traurige Erfüllung gehen zu wollen. Der große Krieg, den Lechelle einführte, wurde den Royalisten verderblich, ihre Bauern vermochten es eben so wenig, wie ihre tapfern Edelleute, im großen, offenen Felde gegen die geschlossenen, kriegsgeübten Colonnen der Republik Stand zu halten. Herr von Bonchamps wurde bei Cholet geschlagen und tödtlich verwundet vom Felde getragen, Herr von Elbée hatte kurz darauf bei Chatillon ein gleiches Schicksal und ließ sich nach der Küste bringen. Nun übernahm Lescure den Oberbefehl, aber auch er wurde wiederum bei Cholet geschlagen und auf diesem Felde der Niederlage hauchte er sein edles Leben aus. Sein blutendes Haupt lag in dem Schooß der hochsinnigen Frau, die ihm muthig bis hierher gefolgt war. An dem blutigen Tage von Cholet fiel auch der alte Graf Maulevrier. „Ich will den Platz nicht verlassen, wo so viele treue Diener des Königs, so viele gute Edelleute bleiben!" rief er, als man ihm den Tod des Marquis von Lescure meldete. Einige Minuten darauf zerriß eine Kugel

das treue Herz. Prinz Talmont mit den Resten seiner Reiterschaar übernahm nun das traurige Amt, die Marquise Lescure und die Gräfin Maulevrier nach der Küste zu führen, während Stofflet und Graf Larochejacquelein blutig und blutend ihre Tapfersten zusammen rafften, um durch einen letzten Angriff auf die siegreichen Republicaner, ihrer Freunde Flucht zu decken. Der Angriff dieser beiden Häuptlinge konnte allerdings die Verfolgung etwas hemmen, aber das Schicksal der Vendée wenden konnte er nicht mehr und nachdem ihre wilde Tapferkeit vielleicht noch eine Stunde gehalten, sahen sie sich beide vom Strome der Flüchtigen mit fortgerissen. Verzweiflung im Herzen machten sich beide beritten und suchten die untere Vendée zu erreichen.

Es ist einige Tage nach dem Siege der Republicaner bei Cholet, als wir in den Nachmittagsstunden eines heitern Frühlingstages einen Train über die rauhen Hügelketten von St. Mairent ziehen sehen. Voran schreitet ein Voltigeur der Republik, dessen Amt es wahrscheinlich ist, den

Weg zu untersuchen. Ihm folgt ein mit einer grauleinwandnen Plane bedeckter Wagen, dessen Pferde von einem Unterofficier, der den Sitz des Kutschers einnimmt, gelenkt werden. Hinter ihm halten zwei Soldaten einen, wie es scheint, zum Tod erschöpften Mann, dessen blutige Blouse den royalistischen Vendéer verräth. Wir haben das Gesicht schon öfters gesehen, das blaßblaue Auge und die Blatternarben sind uns nicht fremd, es ist der wilde Parteigänger Obrist Stofflet in der Gefangenschaft der Republicaner, und werfen wir noch einen Blick in das Innere des Wagens, so finden wir dort auf blutigem Stroh einen zweiten Bekannten, den Grafen Larochejacquelein, der mit Wunden bedeckt in die Hände der Feinde gefallen ist. Seltsames Schicksal, daß die beiden Häuptlinge, die den Tod am wenigsten fürchteten, die ihn suchten unter jeder Gestalt, daß die gerade in Gefangenschaft gerathen mußten. Hinter dem Wagen her trottirte ein etwa vierzig Mann starkes Dragonerpiquet, jedoch immer nur zwei und zwei nebeneinander, da der schmale Bergweg eine größere Breite nicht zuließ. Graf Larochejacquelein, vom

Wundfieber befreit, hatte eben Gelegenheit gefunden, dem Obristen Stofflet etwas zuzuflüstern, dieser nickte unmerklich, seine sichtlich immer größer werdende Schwäche mochte ihn hindern. Die beiden Republicaner, die neben ihm saßen, faßten ihn unter die Arme, um ihn zu halten. Wer hätte in diesem schwachen, hinfälligen Manne, den wilden Anführer erkannt, der noch vor wenig Tagen durch Beispiel und Zuruf Tausende ins Feuer trieb. Jetzt war der Wagen an eine Stelle gekommen, wo sich der Berg, über den der schmale Pfad lief, ziemlich steil in eine tiefe Schlucht hinabsenkte, die sich nach der gegenüberstehenden Seite in einen weitern Thalgrund öffnete. Der Wegweiser war ein Stück voraus, und von den Dragonern nur Capitain Laffeu mit seinem Lieutenant in der Nähe des Wagens. Stofflets Haupt sank auf seine Brust und matt legte er seine beiden Arme um die Nacken der beiden Soldaten. Graf Larochejacquelein lüftete die Plane etwas, er sah die Reiter in einiger Entfernung und leise zupfte er an der Blouse des Partisans. Wollte er ein Zeichen geben? Plötzlich hob sich Stofflet mit einem mächtigen Ruck in die

Höhe und schmetterte die beiden Republicaner mit den Köpfen zusammen, so heftig, mit solcher Gewalt, daß diese von dem furchtbaren Schlage betäubt, der Sinne beraubt, lautlos zurücksanken. Ehe der Unterofficier, der die Pferde lenkte, noch Zeit hatte sich umzusehen, warf ihn ein Fußtritt des Vendéers von seinem Sitze herab unter die Räder des blitzschnell hinfliegenden Wagens. Stofflet trieb die Pferde mit Bajonetstichen an und die Schnelligkeit der Bewegung vermehrte sich von Minute zu Minute. Als der Unterofficier aus dem Wagen fiel, stutzten die Dragoner, aber Stofflet richtete sich während des Fortrollens hoch auf im Wagen und schrie: „Zu Hülfe, zu Hülfe, die Pferde gehen durch!" Diese List bewirkte, daß die Republicaner nicht feuerten, übrigens hütete sich Laffeu wohl, dem Wagen auf dem steinigen Bergpfad nachzugaloppiren, er setzte nur sein Pferd in einen kleinen Trab und befahl seinen Leuten, die indeß noch weiter als er zurück waren, dem Wagen eilig nachzusprengen. „So weit wären wir, mein Graf!" sagte Stofflet, indem er die betäubten Republicaner aus dem Wagen warf,

nachdem er sich und den Grafen mit ihren Waffen armirt hatte. „Zum Teufel!“ schrie er plötzlich, er bemerkte, daß der Soldat, der als Wegweiser voraus war, sich umdrehte und Miene machte, den Wagen aufzuhalten. Wenn sich nun Stofflet auch keineswegs vor dem einzelnen Mann fürchtete, so gab es doch einen Aufenthalt und Larochejacquelein, der durch die aufgehobne Plane die nachjagenden Dragoner bemerkte, rief plötzlich: „Stofflet, hinunter in die Schlucht, sie sind dicht heran!“ Stofflet trieb, ohne sich zu besinnen, die Pferde gegen die Schlucht, sie bäumten sich scheu zurück vor dem jähen Absturz, schlugen aus und nur die Bajonetstiche des Vendéers trieben sie endlich wüthend vorwärts. Sie machten einen Satz und sprangen mit dem Wagen hinein in die Schlucht. Das gebrechliche Fuhrwerk zerbrach an mehreren Stellen, aber die wild gewordenen Pferde rissen es nach sich durch das lockere Geröll hinab in den Abgrund. Endlich fast am Ende des Weges stürzte eins der Pferde, der Wagen überschlug sich und rollte vollends hinab, die Deichsel war abgebrochen und die Pferde zerschmettert. Die Dragoner hielten staunend oben

am Abhange und schwindelnd beim Blick in die gewaltige Tiefe, zog Lasseu sein Roß zurück. Die Dragoner waren der Meinung, keiner der beiden Gefangenen könne lebend hinunter gekommen sein und allerdings waren auch die beiden Royalisten von dem letzten Schlag des sich überstürzenden Wagens gänzlich betäubt. Aber glücklicher Weise war Stofflet gerade mit dem Gesicht in ein rinnendes Bergwässerchen gefallen. Das kalte Wasser brachte ihn zur Besinnung und er richtete sich auf. Verwundert sahen die Dragoner ihn aufstehen, als er aber den Grafen mit Wasser besprengte, dieser sich erholte und beide, auf die Gewehre der Soldaten gestützt, dem offenen Thal gegenüber zugingen, da begannen sie zu feuern, jedoch ohne die Royalisten zu beschädigen, da weder ihre Karabiner noch ihre Pistolen so weit trugen. Langsam verfolgten die beiden Schicksalsgenossen den steinigen, durch die Frühlingswasser sehr schlüpfrig gemachten Pfad, jedoch dabei immer nicht ohne Besorgniß nach den Dragonern zurückblickend. Sie waren etwa tausend Schritte hinein in das Thal, als Lasseu einigen seiner Leute abzusitzen befahl und sie versuchen ließ,

zu Fuß den Abhang, den Stofflet und Laroche-jacquelein hinuntergefahren, oder vielmehr gefallen waren, hinabzuklimmen und so die Flüchtlinge zu verfolgen, als aber der kühnste Dragoner bei solchem Versuch einen Fehltritt that und von dem lockeren Geröll hinabgerissen wurde, wollte keiner seiner Kameraden ein Gleiches wagen. Der unten am Boden liegende Republicaner war übrigens so verwundet, daß er nicht im Stande war, sich zu bewegen. Laffeu war nun genöthigt, den Berg hinabzureiten und einen Umweg von fast zwei Stunden zu machen, um in das Thal zu gelangen, in dem er die beiden königlichen Officiere verfolgen konnte.

Unterdessen waren Graf Larochejacquelein und Oberst Stofflet rüstig fortgewandert und hatten beim Ausgang des Thals das Dorf St. Mairent liegen sehen, es aber nicht gewagt in das Dorf hinein zu gehen, da sie dort mit ziemlicher Gewißheit eine republicanische Besatzung vermuthen konnten. Sie nahmen ihre Richtung auf Vaudan und Luçon, weil sie dort Abtheilungen der insurgirten Vendéer

vermutheten. Die Sonne sank bereits und mit ihr nahmen die Kräfte des kühnen Grafen mehr und mehr ab, der, schwerer verwundet als Stofflet und härter gefallen als dieser, nur mit der ganzen Energie seines eisernen Willens sich auf den Füßen halten konnte. Stofflet bemerkte endlich die zunehmende Schwäche des jungen Grafen, er sagte kein Wort, aber er führte ihn in ein einzeln auf dem Felde stehendes Gebüsch. Es war die höchste Zeit, kaum dort angelangt, sank Larochejacquelein zum Tode ermattet zusammen.

„Laßt mich hier sterben, Obrist!" sagte er mit dem Ausdruck der vollständigsten Kraft- und Muthlosigkeit zu dem eisenfesten Stofflet, der mit Kopfschütteln neben ihm stand.

„Sterben? General?" fragte er mit seiner rauhen Kehlstimme. „Sterben, ja, das werden wir, aber zuvor sollen noch einige Tausend der Blauen zur Hölle fahren, ehe wir gen Himmel gehn!"

Der Schmerz, den ihm die Wunden verursachten, das Schwinden der Körperkraft hatte auch den Geist des stolzen Grafen gebrochen, er verfiel

in eine dumpfe Apathie. Stofflet ging einige Mal hastig auf und ab, dann faßte er in seine Tasche und brachte eine kleine Flasche zum Vorschein, in der sich etwa ein halbes Glas Kirschgeist befand, zog den Stöpsel ab und hielt die Flasche an die bleichen Lippen des Grafen, dieser trank lechzend aus und fiel dann mit geschlossenen Augen zurück. Stofflet stand vor ihm und nickte, als die tiefen Athemzüge ihn nach kurzer Zeit von dem Schlafe des Grafen überzeugten. Dann schlug er die kleine Flasche entzwei und leckte gierig die einzelnen Tropfen ab, die an der innern Seite des Glases hängen geblieben waren. Ein Zeichen, wie nöthig auch ihm eine Stärkung war. Welches Opfer mochte der Oberst gebracht haben, da er seinem Gefährten den letzten Rest einflößte! —

Larochejacquelein schlief jetzt fest und Stofflet nahm das Gewehr, das der Graf bis hierher getragen, schraubte den Stein ab und steckte ihn in die Tasche, ebenso nahm er den Ladestock und das Bajonnet, welche beide Stücke er an der Blouse des Grafen befestigte; dann schlug er an einem Stein den Kolben des Gewehres ab und warf es in's

Gestrüpp. Unter diesen Beschäftigungen begann es zu dämmern und Stofflet, einen prüfenden Blick auf die untergehende Sonne werfend, trat zu dem schlafenden Häuptling; mit einer raschen Bewegung hob er den Schlafenden auf seine Schulter und auf sein Gewehr gestützt trat er mit festem Schritt seinen Marsch an. Es wurde dunkel, die Unebenheiten des Weges, so wie eigne Ermüdung nöthigten den Obersten oft stehen zu bleiben und so geschah es, daß er nach einem dreistündigen, sehr anstrengenden Marsch erst die Grenze des kleinen Bergländchens erreicht hatte und nun auf die Ebne hinaus trat. Wenn von hier aus der Weg auch besser war, so war er doch gefährlicher, denn es gab in der ganzen Gegend keinen Ort, der ihm eine Zuflucht gegen die streifenden Patrouillen der Republicaner dargeboten hätte. Dennoch setzte Stofflet, der Dunkelheit vertrauend, mit muthigem Herzen, aber schwindenden Kräften seinen Weg fort. Beständig sah er nach den Sternen, die einzeln, wie verlorne Posten, zwischen den Wolken hervor schimmerten, probirte den Wind, kurz unterließ nichts, um die gerade Richtung nach den von den Vendéern besetzten Orten

festzuhalten. Plötzlich vernahm er Pferdegetrappel, der Graf schien sich etwas aus seiner Betäubung zu ermuntern. Stofflet legte sich mit seiner Last platt nieder auf die Erde und drückte seine Hand auf den Mund des Grafen, der eben reden wollte. Es war eine ängstliche Minute. Schwere Reiter trabten nicht dreißig Schritt weit vor den Flüchtlingen vorüber. „Das waren Republicaner, General!" sagte Stofflet kurz zu dem Grafen, indem er diesen nun wieder wie ein Kind auf den Arm hob und weiter schritt. Aber noch nicht tausend Schritt war er vorwärts, als plötzlich eine Stimme rief: „Halt! Wer da! steht, oder ich gebe Feuer!"

„Dummkopf," entgegnete Stofflet, „schrei nicht so laut, die Blauen sind in der Nähe!"

„Stofflet, Obrist Stofflet!" schrie einer der Vendéer trotz der Warnung noch lauter als zuvor, und einige Secunden später sah sich der Partisan von vierzig seiner Jäger umgeben, die ihn mit einer in ihrer Wildheit rührenden Freude begrüßten. „Da hier, nehmt den General Larochejacquelein!" brummte der Oberst, indem er leichter auf-

athmend seine Last zwei handfesten Burschen übergab.

„Der große Graf?“ murmelten die Jäger.

„Wer von Euch hat etwas Wasser?“ fragte er nun. Zwanzig Feldflaschen wurden ihm hingereicht, aber auch jetzt trat der wilde Stofflet mit der Labung erst zu Larochejacquelein, der sich nach einigen mächtigen Zügen so weit erholte, daß er fragen konnte:

„Wo sind wir, Obrist?“

„Unter den Fahnen des Königs!“ antwortete der Gefragte und setzte dann erst eine Flasche an den Mund, die er in einem Zuge leerte. Dann befahl er den Rückweg anzutreten und ließ sich sogleich durch einen alten Jäger von allem in Kenntniß setzen, was während seiner dreitägigen Gefangenschaft beim Corps passirt war. Es schien als hätten alle Vorgänge dieses Tages keinen Einfluß auf die stählernen Nerven des Parteigängers gehabt. Er sann bereits schon über einen Plan, den er gegen die verhaßten Blauen auszuführen gedachte. So erreichte man Vaudan, wo sich die Reste der royalistischen Streitkräfte gesammelt hatten, die noch immer keine verächtlichen Gegner für die

Republicaner waren, denn was ihnen an Kriegserfahrung und jetzt auch an Anzahl abging, ersetzten sie durch den unbesiegbaren Muth der Verzweiflung.

Da in dieser Zeit Lechelle vom Commando abgerufen wurde und die Republicaner den neuen Obergeneral Tharreau erwarteten, so unternahmen sie auch nichts Bedeutendes gegen die Vendéer und etwa zwölf Tage nach den Ereignissen, die wir so eben mitgetheilt haben, stand der wiedergenesene Larochejacquelein an der Spitze von Dreitausend Mann, mit denen er die feindlichen Posten bei Secondigny angriff und in regellose Flucht trieb. Am folgenden Tage nahm er Parthenay und sammelte in dieser Stadt alle Vendéer, die noch ein Schwert zu führen vermochten für den König und die heilige Religion.

Hier in Parthenay gelangte auch eine Botschaft des Marquis von Charette an Larochejacquelein. Dieser muthige Edelmann, der noch immer die Insel Noirmoutiers vertheidigte und dadurch der Vendée die Verbindung mit dem Meere offen hielt, schlug dem Grafen vor, sich mit ihm zu

vereinigen. Er konnte die Insel mit eignen Kräften nicht mehr halten, ging sie aber verloren, so war auch jede Hoffnung der königlichen Partei dahin. Der junge Graf war alsbald entschlossen, aber es war ihm nicht möglich, den geraden Weg nach der Küste einzuschlagen, da die Republicaner ihn auf dem Marsche ereilt und vernichtet haben würden, denn ihrer Uebermacht konnten die Royalisten im offenen Felde nicht mehr widerstehen. Graf Larochejacquelein hielt nun mit Stofflet und den andern erprobten Officieren seiner Armee einen Rath und man entwarf einen sehr feinen Plan, eine Marschroute, die in lauter Doppelbewegungen die Republicaner täuschen und den Royalisten einen Weg nach der Küste öffnen sollte. Schon am Morgen des folgenden Tages brach man auf, aber man marschirte nicht nach der Küste, sondern überschritt ostwärts die Grenze der Vendée und warf sich in's Poitou, ein Land dessen Bewohner ihren Nachbarn, den Vendéern, an Sprache, Sitte und Sinn sehr ähnlich waren. Gut unterrichtete Wegweiser führten die Truppen. Kaum war diese Bewegung ausgeführt, als auch der republicanische

General Müller den Royalisten über Latille ins Poitou folgte. Die Republicaner marschirten noch auf Poitiers, während Larochejacquelein diese Festung umging, den Clain unterhalb Chatellerault überschritt und sich in Geschwindmärschen über Mirabeau den Grenzen der Vendée wieder näherte. In fünf Tagen hatte er diese Bewegung ausgeführt, General Müller, ganz unkundig über seine Bewegung verfolgte ihn über Poitiers hinaus und war vier Tagemärsche hinter ihm, als er die Nachricht erhielt, daß die Royalisten sich bereits den Grenzen der Vendée wieder näherten.

Es war am Abend des sechsten Tages als Stofflet dem Grafen vorstellte, daß den Truppen, die Tag und Nacht marschirt waren, eine Nachtruhe höchst nöthig sei. Der Obrist, der selten und nicht gern zu Pferde war, schritt neben dem Pferd des Grafen her, indem er ihm diese Vorstellungen machte.

„Gut," erwiederte Larochejacquelein, „haltet die Leute noch zwei Stunden auf den Beinen, dann sollen sie sämmtlich meine Gäste sein!"

Der Oberst verstand nicht, was der Graf damit sagen wollte, aber die freudige Nachricht, daß man in zwei Stunden ruhen und eine ganze Nacht ruhen werde, durchflog die Reihen der ermatteten Krieger und jeder nahm seine letzten Kräfte zusammen. Man marschirte durch ein kleines Holz, als Larochejacquelein den Obristen Stofflet wieder zu sich rief.

„Wo seid Ihr geboren?" fragte er den Parteigänger.

„In einem Forsthause am Rhein!" antwortete dieser verwundert.

„Möchtet Ihr Eure Heimath nicht noch einmal sehen, vor Eurem Ende, Obrist!"

„Nein!"

„Warum nicht! warum wolltet Ihr nicht noch einmal in dem Hause schlafen, in dem Eure Wiege gestanden?"

„Weil mir das Herz weich werden würde, edler Graf, weiche Herzen aber taugen nichts in diesem Kampf auf Tod und Leben."

„So, nun Obrist, ich werde diese Nacht in

dem Hause schlafen, wo ich geboren und mein Herz wird nicht weich werden. Ihr sollt mein Gast sein auf meinem Schlosse Durbellière. Seht da!"

Man hatte in diesem Augenblicke das Ende der kleinen Waldung erreicht und vor Stofflets Augen lag ein stattliches Schloß mit vier Thürmen.

„Da ist mein Schloß Durbellière!" sagte Larochejacquelein, nicht ohne den Stolz eines alten Feudalherrn auf die vom Abendroth strahlenden Thürme und Zinnen deutend. Eine Thräne blitzte in dem hellen Auge des Grafen und Stofflet wendete sich ab, um nicht Zeuge der Rührung seines Chefs zu sein. Man näherte sich jetzt dem Schloß und der Graf ritt langsam durch die einzige Gasse des kleinen Dorfes, das sein Eigenthum war, das bei den Larochejacqueleins aus dem Hause Berger seit einem halben Jahrtausend zu Lehn ging. Die Bewohner der Hütten liefen zusammen und staunten über die so lange nicht gesehenen königlichen Uniformen und Fahnen. Plötzlich schrie ein alter Bauer: „Unser junger Graf, unser Graf!" und kniete neben dem Steigbügel des Grafen nieder, der ihm

seine Hand zum Kuß reichte. Ein ungeheurer Jubel erhob sich im Dorf, Alles drängte sich herbei, den Grafen Henri zu sehen, alte Männer segneten ihn, die jüngern erboten sich mit ihm zu ziehen, Mütter brachten ihm ihre Kinder, selbst die wildesten Gesellen der kleinen Armee konnten sich einer tiefen Rührung bei dieser Scene nicht erwehren. Die Soldaten sahen sich mit zudringlicher Freundlichkeit in die Hütten gezogen, mit Speise und Trank erquickt, bedient und gepflegt, wie es ihnen während des ganzen Krieges nicht vorgekommen war. Erst nach einer ziemlichen Weile gelang es dem Grafen, sich von den Liebkosungen seiner Unterthanen los zu machen und von einer jubelnden Schaar und seinen Officieren begleitet den Weg nach dem Schloß einzuschlagen. Aber die Freudenbotschaft war ihm auch hierher vorangeeilt. Als er auf der Mitte des Weges im Angesicht seiner Stammburg war, ertönte ein Jubelgeschrei aus allen Kehlen, das alte Banner seines Hauses wurde auf dem Hauptthurm aufgezogen und ein uralter Kastellan begrüßte ihn an der Spitze von einem halben Dutzend Greisen in der Livrée der Grafen

unter dem Thor. Graf Henri begrüßte sie mit seltsam bewegter Stimme und nannte jeden der alten Knaben bei seinem Namen.

„Er kennt uns noch! er kennt uns noch!“ jubelten die Getreuen, die gewissermaßen als Repräsentanten jener alten Dienerklasse gelten konnten, die in Frankreich jetzt fast ganz verschwunden, in Deutschland sehr selten, nur noch in den aristocratischen Familien Großbritanniens heimisch ist.

Herren und Diener sind zwei verschiedene Menschenklassen, in jedem gesellschaftlichen Verein muß es beide geben, auch die strengste Democratie kann keinen Zustand herbeiführen, der beide Klassen in eine zu verschmelzen vermag, aber die Democratie verändert die Beziehungen beider Klassen zu einander.

Bei aristocratischen Völkern, wie z. B. bei den Britten, bilden die Diener eine eigene, nach der der Herren gegliederte Klasse mit Klassificationen und markirten Rangverhältnissen. Herren und Diener sind zwei untereinandergesetzte Klassen, stets verschieden, aber doch nach analogen Principien geleitet. Bei beiden bilden sich permanente Begriffe über Recht und Unrecht, beide üben einen gegen-

seitigen Einfluß auf einander, anstatt des Gesetzes leitet eine öffentliche Meinung ihr Betragen gegen einander. Die Diener nun, deren Bestimmung der Gehorsam, müssen natürlich Ruhm, Tugend, Ehrlichkeit, Ehre anders verstehen als ihre Herren. Sie haben sich einen Dienerruhm, Dienertugend, Dienerehrlichkeit, ja selbst eine Dienerehre geschaffen, die oft ebenso empfindlich ist, als die der Herren. Nicht alle, die eine niedrige Stellung einnehmen, haben eine niedrige Gesinnung. Es giebt bei aristocratischen Völkern im Dienste der Großen edle und kräftige Seelen, welche Dienste thun, ohne doch durch das Gefühl der Dienstbarkeit schmerzlich berührt zu werden. Bei Nationen, wie jetzt der englischen, ist der Arme von Kindheit auf vertraut mit der Idee des Gehorsams, und verehrt in seinem Herrn nicht blos diesen, sondern die ganze Klasse der Herren; der Herr lastet auf seiner Willenskraft mit dem ganzen Gewicht der Aristocratie. Wie es in aristocratischen Gesellschaften erbliche Gebieterfamilien giebt, so giebt es auch erbliche Dienerfamilien, die sich von Generation zu Generation an einander fixiren, und so ver-

schmelzen endlich beide Klassen durch gemeinschaftliche Erinnerungen so mit einander, daß der Herr zuletzt dahin kommt, alle seine Diener, als einen secundairen Theil von sich selbst zu betrachten. Darum bei aristocratischen Völkern oft ein so aufopferndes Interesse der Herren für ihre Diener. Ihrerseits indentificiren sich aber auch die Diener oft so mit den Herren, daß sie sich selbst für bloße Accessorien des Gebieters halten. Mit Wohlgefallen schmückt sich ein solcher Diener mit dem Reichthum seines Herrn, rühmt sich seines Adels, seines Ruhmes, weidet sich an einer Größe, auf die er oft mehr Werth legt, als der Herr selbst. Daher oft die rührende Aufopferung, die unzerreißbare Anhänglichkeit solcher Diener an ihre Herrschaft.

Bei democratischen Völkern aber betrachtet sich der Diener dem Herrn gegenüber als ihm gleichstehend, sie haben keine Erinnerung, nichts gemeinschaftlich, nur das Geld verknüpft sie für den Augenblick und mit dem ablaufenden Contract haben sie alles Interesse für einander verloren. Welches von beiden Verhältnissen einer gesellschaftlichen Ver-

bindung von größerem Vortheil, mögen wir nicht entscheiden.

Solchen alten aristocratischen Dienern begegnet Graf Henri von Larochejacquelein unter dem Thore seiner Stammburg und die beiderseitige Rührung ist durch das ebengesagte vollständig erklärt. Heutige Diener Frankreichs wären längst davon gelaufen, desertirt vom Schloß in dem Augenblick, wo die Herrschaft aufhörte zu zahlen. Es war in diesen Zeiten der Republik beinahe noch gefährlicher, ein treuer Diener eines Adeligen, als ein Adeliger selbst zu sein.

Graf Larochejacquelein durchschritt die Hallen seines Schlosses, hier stand seine Wiege, dort hatte er mit seinen Brüdern gespielt, hier hatte ihn ein sterbender Großvater gesegnet, Gedankenströme durchflutheten seine Seele. Das waren die Gemächer seiner Mutter, in diese Zimmer hatte er einst Aimée, seine holde, schöne Aimée, führen wollen — o, seine ganze Zukunft war dahin. Fest klammerte sich heute seine Seele an die glänzende Vergangenheit, an seiner Kinderzeit leidenschaftlose, ungetrübte Herrlichkeit, von sich warf er für heute

die pressende Gegenwart, die drohende Zukunft, er wollte sein und war der Knabe, der im Schloß Durbelliére Jugendthorheiten und Spiele trieb. In dieser Stimmung verbrachte Larochejacquelein die Nacht auf seinem Stammschlosse; er hatte sich in das Zimmer einquartirt, das er als Knabe bewohnt hatte, seine kleinen Waffen umgaben ihn, seine alten Diener bedienten ihn, es war ganz wie einst. Alle Royalisten genossen der langentbehrten Ruhe, nur ihr Führer nicht, denn als der Morgen kam und die Trommeln wirbelten, saß er noch immer bei seinem Becher und seinen Erinnerungen. Obrist Stofflet rief ihn ab. Die Kolonne hatte sich bereits in Marsch gesetzt, als der Graf in den Schloßhof trat, mit einem lauten „vive le roi!“ begrüßten ihn achtzig wohlbewaffnete Männer, es waren seine Unterthanen aus Durbellière, die durchaus ihrem Grafen folgen wollten auf seinem Wege zum Siege, denn daß ihr gefeierter Graf nur siegen könne, davon waren diese guten, einfachen Menschen ganz fest überzeugt. In aller Augen standen Thränen, als Graf Henri unter den Segnungen der ganzen Einwohnerschaft durch das Dorf davon ritt.

„Obrist Stofflet,“ rief er, als er draußen war, „das sind die Proben von unserer adeligen Tyrannei, von der man seit drei Jahren so viel gesprochen!“ Der Parteigänger nickte, Larochejacquelein setzte sein Pferd in Galopp, und sprengte davon, einen langen Blick warf er noch auf seine Feudalburg — es war der letzte, er hat sie nicht wieder gesehen! —

VIII.

Schluss.

Der Vendéer Abendmahl.

Sieh! Schiff an Schiff in stiller Nacht
Und lichte Sterne drüber,
Von hellem Mondesaug' bewacht
So rudr' ich auch hinüber.
Zum heil'gen Tempel wird das Meer,
Zum Chorgesang die Brandung,
Der Christ ist sicher auf dem Meer,
Gott schütz' ihn bei der Landung!

(Die Vendée.)

Nach den im letzten Capitel mitgetheilten Ereignissen sind einige Monate vergangen und der Herbst ist gekommen in die besiegte Vendée. Die Vendéer überall geschlagen, hatten die von Charette besetzte Insel Noirmoutiers verloren und dadurch war ihnen die Verbindung mit dem Auslande abgeschnitten.

Der edle Held Larochejacquelein war von drei republicanischen Generalen bei Nouallié zur Schlacht gezwungen worden, mit Tausenden seiner Getreuen den schönen Schlachtentod gestorben und lag in der Mitte der treuen Schaar, die ihm von Durbellière aus gefolgt war; keiner von dieser überlebte seinen Herrn. Das letzte Heer des Königs auf französischem Boden war zersprengt, vernichtet, nur der unermüdliche Stofflet hatte eine Schaar bretagnischer Chouans um sich gesammelt und hauste noch in der Bretagne. Der republicanische Bürgerobergeneral Tharreau umgab die besiegte Vendée, so fürchtete man die Besiegten noch, mit sechzehn verschanzten Lagern und durchzog das unglückliche Land mit zwölf beweglichen Kolonnen, die mit Recht „höllische Kolonnen" genannt, alle Schlösser und Dörfer mit Feuer und Schwert verwüsteten, die Wälder durchsuchten, alle Adeligen und Priester mordeten, die versammelten Volkshaufen sprengten und so endlich eine tiefe Stille, wie ein Leichentuch, über die dem Könige getreue Landschaft deckten. Eine schauerliche Ruhe, wie auf einem Kirchhof, herrschte in der Vendée. Die

Priester und Adeligen, die dem republicanischen Zorn entgangen waren, hatten sich nach England oder Deutschland geflüchtet, die treuen Bauern ohne Anführer unterwarfen sich zähneknirschend der verhaßten Republik. Das Trauerspiel hatte ausgespielt. —

Wenn aber auch das weiße Banner nicht mehr auf den Thürmen der Burgen und Kirchen in der Vendée flatterte, wenn auch das „vive le roi!“ nicht mehr erklang zum Gruß, wenn auch die Edelleute und Priester erschlagen, oder vertrieben waren, wenn auch die Bauern mit verbissenem Grimm schwiegen beim Anblick der „Blauen,“ deren Rücken sie so oft gesehen in ihren Siegerschlachten unter dem gefeierten Larochejacquelein, wenn auch äußerlich alles republicanisirt war in der Vendée, so konnte doch der Wohlfahrtsausschuß nicht die Herzen umschmelzen. Nicht gelockert waren die Bande, die in der Vendée den Bauer und den Edelmann, den Priester und den Laien verbanden, sondern im Gegentheil, sie schienen fester geworden zu sein in Blut und Brand. Obgleich in Paris der Herrgott mit seinen Heiligen

abgeschafft war, die Vendéer beteten noch immer zu ihm und beteten für den König. Aber gerade in der Zeit ihrer Unterdrückung fühlten die ohnehin religiösen Vendéer das dringendste Bedürfniß, ihre Kraft durch die Tröstungen der heiligen Religion, durch die eingesetzten Sacramente, zu stärken.

Aber die armen Bauern hatten keinen Priester, es war keine Kirche mehr in der Vendée, in der sie, ohne die augenscheinlichste Gefahr, das Liebesmahl der alten Christen hätten feiern können.

Darum flog es wie eine Freudenbotschaft längs der Küste hin, als man erfuhr, ein brittisches Schiff werde in nächster Nacht die Anker nah an dem Strand werfen und habe zwei katholische Priester an Bord.

Feierlich blickten Mond und Sterne herab auf das ewige Meer, eine frische, stolze Herbstnacht breitete ihre Schleier über die Küste und ein Haufe von vielleicht siebenhundert frommen Söhnen der Vendée harrte schweigend der Ankunft des brittischen Schiffs. Sie harrten nicht umsonst.

Weiße Segel erschienen am Horizont, eine mächtige Fregatte rauschte heran durch die Wogen,

die Wimpel wehten und die brittische Union mit dem Kreuz des heiligen Georg wurde an dem Mast aufgezogen. Eine halbe Stunde verging und bald wiegte sich das stolze Schiff an seinen Ankertauen, eine Viertelseemeile vom Strande lag es fest.

Sobald die Vendéer das erkannt hatten, sprangen sie in ihre Kähne und ruderten hinaus auf das Meer. Ein Boot stieß ab von der Fregatte und kam ihnen entgegen. Auf dem hohen Bug desselben stand ein katholischer Priester mit Stola und Cingulum und das Mondenlicht umstrahlte das weiße Haar des alten Priesters wie mit einem heiligen Scheine.

Die Kähne der Vendéer ordneten sich lautlos um das Boot, das den Priester trug.

Jetzt verhallten auch die Ruderschläge, keine Stimme vernahm man mehr, nur die Wogen plätscherten noch und der Wind pfiff durch das Tauwerk der Fregatte.

Der Priester schlug seine Augen auf zu dem Himmel, der aus tausend hellen Sternenaugen tröstend niederschaute auf die, so in Gottesnamen versammelt waren auf dem Meer; dann hob er

seine Hände und alle Vendéer sanken nieder in ihren Kähnen. Er sprach nicht, sein Wort hätte nicht gereicht zum Ohr aller, aber er erhob die Monstranz, der goldene Kelch funkelte im Sternenlicht und der Geist der feierlichen Handlung drang ins Herz aller, kräftiger vielleicht als er es durch Worte vermocht hätte.

Der Priester dankte, nahm das Brot und brach es, er genoß den heiligen Leib und das heilige Blut im Namen aller, aber im Geist genossen es alle Christen mit und fühlten sich wunderbar gestärkt.

Dann segnete er die Versammlung und entließ sie. —

Die Vendéer ruderten eilig nach dem Ufer zurück, wo sie sich sogleich zerstreuten, um nicht die republicanischen Schergen herbeizuziehen und eine Viertelstunde später schaukelte sich die brittische Fregatte allein vor dem Winde und erwartete ihr Boot, das in Begleitung eines Vendéerkahns mühsam heranruderte.

Aus dem Vendéerkahn stiegen fünf Frauen

auf das Schiff, geleitet von zwei Bejahrten und einem jungen Manne.

Die Vendéer, die den Kahn gerudert hatten, knieten schluchzend vor einem der ältern Männer und küßten dessen Hände, die ihnen dieser mit tiefer Rührung überließ.

„Adieu, meine Kinder!" sagte er weich.

„Lebt wohl, Prinz, lebt wohl!" entgegneten die Männer, warfen sich in ihr Boot und ruderten rasch davon.

Mit feuchten Augen starrte ihnen der alte Mann nach.

Jetzt trat der brittische Capitain heran und hieß die Fremden willkommen auf seinem Grund und Boden.

Es waren die letzten Royalisten von Bedeutung, die heute die Vendée verließen.

Der alte Prinz Talmont führte die verwaiste Gräfin Marguerite von Maulevrier in die Cajüte, ihm folgte Herr von Clisson mit seiner Mutter und seiner Frau, darnach aber der Capitain der Fregatte, der mit steifer Förmlichkeit der Marquise, der schönen Wittwe des Marquis von Lescure

den Arm geboten hatte. Den Beschluß machte der alte Capitain Rozier, der sich aber nicht die Mühe gab, der Kammerjungfer der Gräfin Maulevrier, der uns schon durch ihre Liebschaft mit Herrn Laffeu bekannten Annette, die Hand zu reichen.

Eine Stunde später klang die schrille Pfeife des Bootsmanns, die Anker wurden aufgewunden, der Wind fiel frisch in die Seegel und als die treuen Royalisten am andern Morgen das Verdeck bestiegen, war die blutige Küste der Vendée, auf der viele ihrer Lieben begraben lagen, verschwunden.

Ende der zweiten Abtheilung.

In gleichem Verlag sind erschienen:

Der Balafré

von J. Brisset.

3r 4r Band.

(A. u. d. T.: die Barrikaden 1572. 1r 2r B.)

2 thlr. 18 ggr.

Abentheuer Robert Roberts

von Desnoyers.

Deutsch von Emilie Wille.

4 Bde. 4 thlr.

Arah Neil

von G. P. R. James.

3 Bde. 2 thlr.

Rosa d'Albret

von G. P. R. James.

Aus dem Englischen

von Dr. Susemihl.

3 Bde. 2 thlr.

Die Baronin von Kerleya

von Keratry.

Deutsch von Emilie Wille.

1 thlr. 6 ggr.

Gonzalvo

von Aug. Leibrock.

3 Bde. m. K. 2te Aufl.

1 thlr. 12 ggr.

Der Häusler und die Seinen

von Knorring.

Aus dem Schwedischen

von E. Eichel.

2 Bde. 2 thlr. 18 ggr.

William Shakspeare

von Clem. Robert.

Deutsch von E. Wille.

1 thlr. 3 ggr.

Die Verschwörung Pichegrüs

von Saint-Hilaire.

Aus dem Französischen

von G. Lotz.

1 thlr. 6 ggr.

Der

Henker und sein Kind

von C. Schwertinger.

1 thlr.

Novellenkranz

von Amalie Winter.

2 Bde. 2 thlr. 18 gr.

Druck von Sieghart und Voigt in Penig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Royalisten und Republicaner Aus der Zeit der französischen Republik

Bd.: 2

Leipzig 1845

P.o.germ. 617 gy-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111002-5